



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



**HARVARD DEPOSITORY
BRITTLE BOOK**

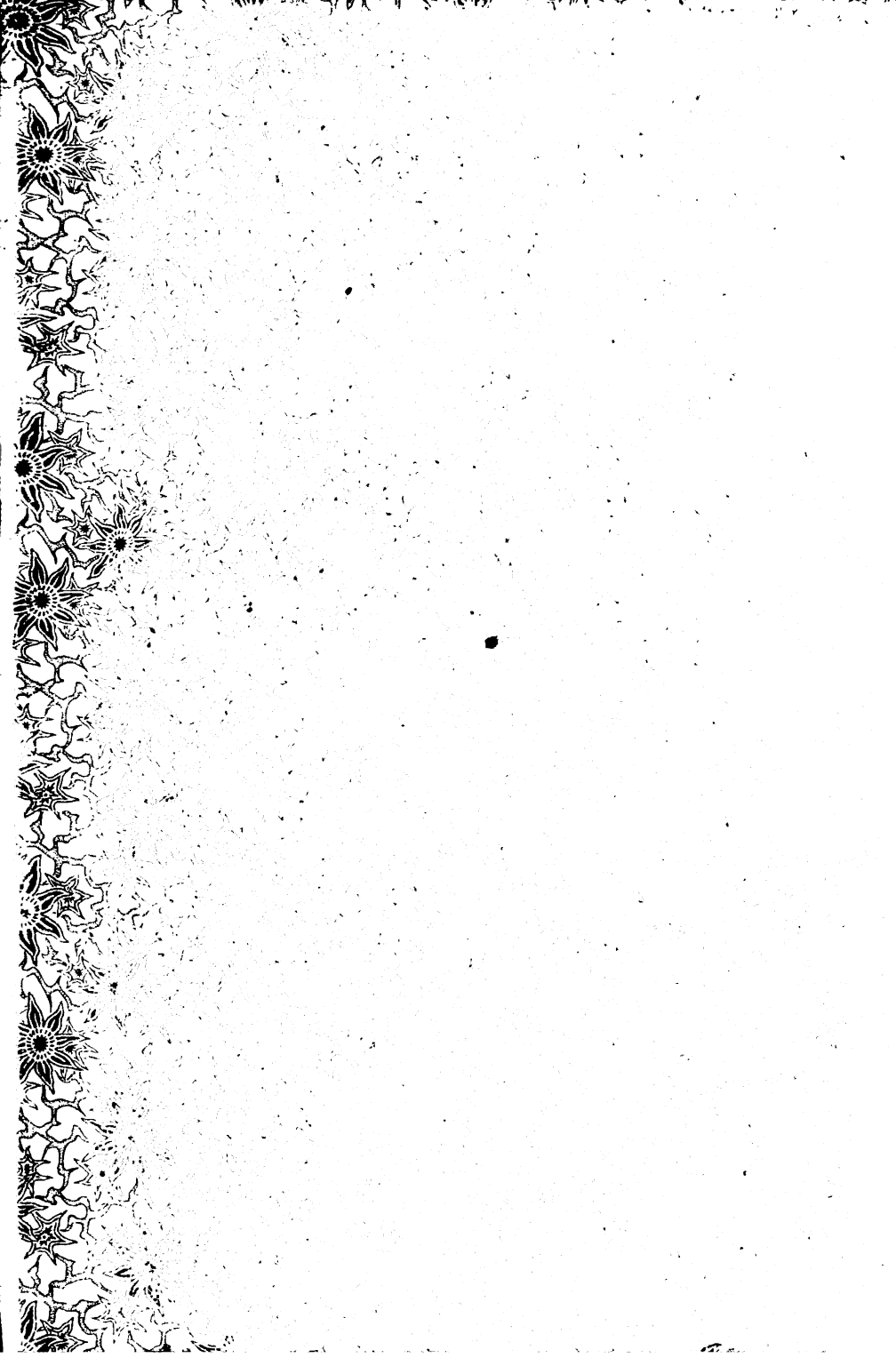
252
COENIG

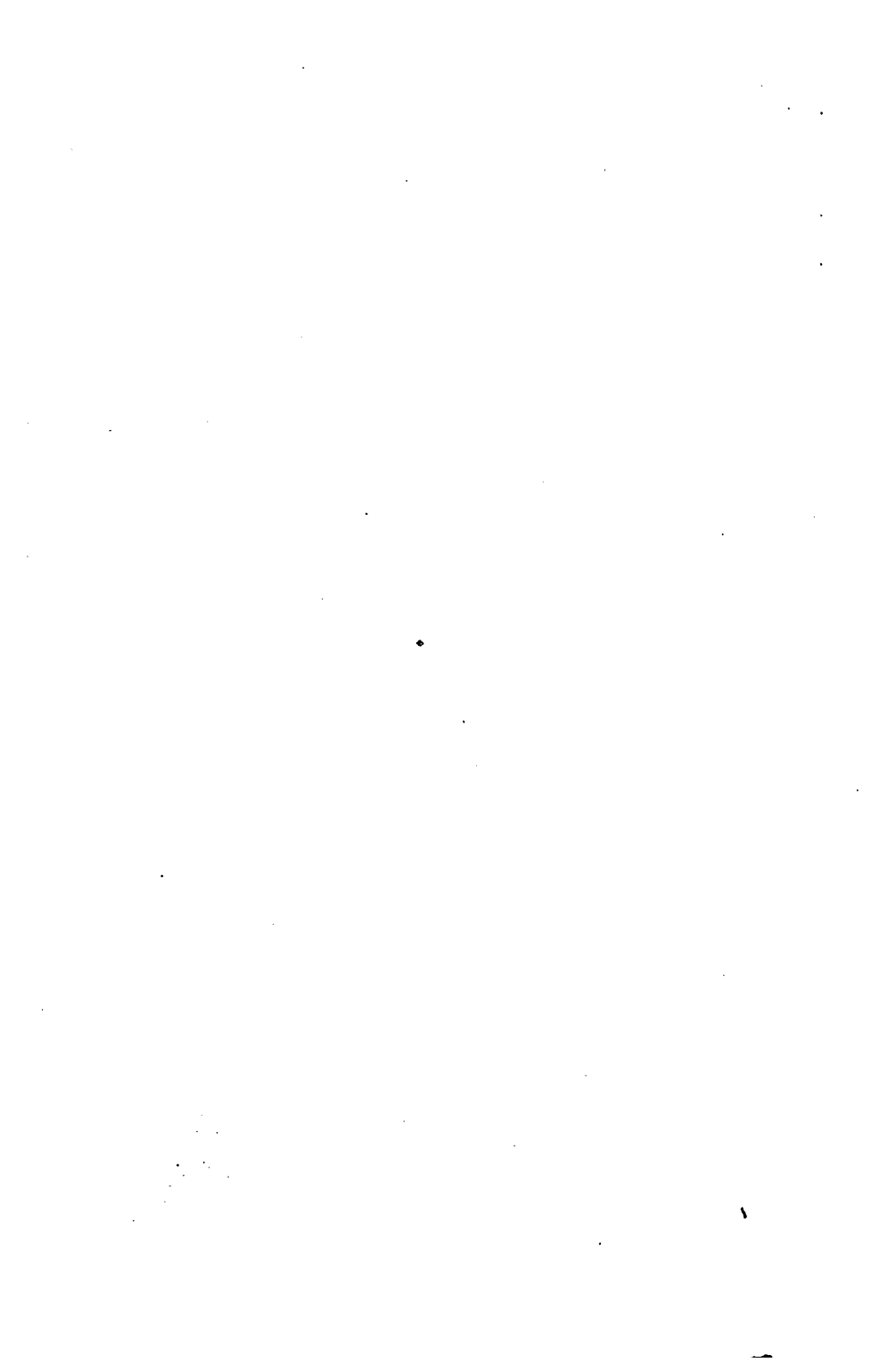
252

König

יהוה







HEBRÄISCH UND SEMITISCH

PROLEGOMENA UND GRUNDLINIEN

EINER

GESCHICHTE DER SEMITISCHEN SPRACHEN

NEBST EINEM

EXKURS ÜBER DIE VORJOSUANISCHE SPRACHE ISRAELS
UND DIE PENTATEUCHQUELLE PC.

VON

EDUARD KÖNIG

DR. PHIL. UND THEOL., ORDNENTLICHEM PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BONN.



BERLIN,
VERLAG VON REUTHER & REICHARD
1901.

53.715



HEBRÄISCH UND SEMITISCH.

von einem historisch gesicherten Punkte aus die wirkliche geschichtliche Reihenfolge der semitischen Sprachen aufzeigen und so etwas dazu beitragen zu können, dass die gegenteiligen Ansichten, die über dieses Problem in älterer und neuester Zeit vorgetragen worden sind, in die richtige Beleuchtung gerückt werden.

So gehe denn dieses Büchlein, das nach seinen Grundzügen vor zwölf Jahren entworfen wurde, endlich hinaus, und möge es ihm gelingen, bei allen seinen Lesern wenigstens die Überzeugung hervorzurufen, dass seinem Verfasser die Liebe zur geschichtlichen Wahrheit auch in solchen Partien die Feder geführt hat, in denen er die Ansichten verdienter und verehrter Mitforscher diskutieren musste!

Bonn, den 12. April 1901.

Ed. König.

Übersicht des Inhalts.

	Seite.
I. Vorbereitende Erörterungen	2
1. Über den Ursprung der Sprache	2
2. Über die Hauptrichtung des Sprachlebens und den Weg zu ihrer Erforschung	9
II. Positive Feststellung der Grundtendenz der Entwicklung im Semitischen	20
1. Faktische Tendenzen der Entwicklung in den neueren semitischen Sprachen	21
2. Damit parallel gehende Erscheinungen in den altsemitischen Sprachen	34
3. Rückschluss auf die relative Altertümlichkeit der altsemitischen Sprachen und die historische Stellung des Hebräischen	52
III. Negative Untersuchungen zur Geschichte der semitischen Sprachen	57
1. Arabisch und Ursemitisch	57
2. Arabisch, Assyrisch und Phönizisch-Hebräisch	70
(Exkurse über die vorjosuanische Sprache Israels, den sogenannten Priesterkodex und die „Arabismen“ des Alten Testaments.)	
3. Arabisch und Aramäisch	95
4. Hebräisch, Aramäisch und Ursemitisch	109
IV. Schluss	122
Zusammenfassender Blick auf die Geschichte des semitischen Sprachstammes.	
Stellenregister	127



Die letzte Frage, die von der wissenschaftlichen Betrachtung an eine Erscheinung gestellt wird, ist die Frage nach den Gesetzen ihrer Entwicklung und nach ihrem Ausgangspunkt. Dies hat sich auch bei der Erforschung der hebräischen Sprache gezeigt. Denn nachdem die Beobachtung 5 der einzelnen Momente, aus denen sich die Individualität des Hebräischen zusammensetzt, zu immer grösserer Vollständigkeit fortgeschritten ist, und nachdem man diese sprachliche Individualität durch Vergleichung mit ähnlichen Sprachgestalten aufs deutlichste in ihrer Eigenart erkannt hat, er- 10 giebt sich als letzte Frage noch diese, welches der Ausgangspunkt und die Entwicklungsrichtung des hebräischen Idioms gewesen seien.

Gewiss wird diese Frage jetzt nicht zum ersten Male gestellt. Vielmehr hat der menschliche Geist längst, als 15 in der Betrachtung der hebräischen Sprachgestalt selbst und in ihrer Abgrenzung von andern Sprachindividuen nur erst die untersten Stufen erklommen waren, auch sofort das Bedürfnis gefühlt, die Etappen der Entwicklung des Hebräischen und ihren letzten Ausgangspunkt zu erforschen. 20 Aber diese Frage drängt sich jetzt, wo die induktive Beobachtung der einzelnen hebräischen Spracherscheinungen und ihre komparative Würdigung einen sehr hohen Grad erreicht haben, um so mächtiger in den Vordergrund.

Diese Frage nach dem richtigen Ausgangspunkt der 25 geschichtlichen Betrachtung des hebräischen Idioms ge-

winnt ferner dadurch an Bedeutung, dass sie natürlicher-
weise sich zu der Frage nach der Entfaltung des semiti-
schen Sprachstammes verallgemeinert und schliesslich das
Problem berührt, worin denn das Hauptwerdegesetz des
5 Sprachlebens überhaupt liege. Daher wird es keiner Ent-
schuldigung bedürfen, wenn ich im folgenden den Versuch
mache, einen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen dar-
zubieten.

I. Vorbereitende Erörterungen.

1. Wenn nach den zahlreichen Verhandlungen, die über
10 den Ursprung der Sprache angestellt worden sind, ein
Ergebnis feststeht, so sind es folgende drei negative Sätze:
die Sprache ist dem Menschen weder offenbart und durch
das Gedächtnis mehr oder weniger vollkommen bewahrt,
noch ist sie dem Menschen gleich den Tierlauten aner-
15 schaffen, noch auch ist sie vom Menschen selbst durch
Reflexion erfunden oder ausgedacht worden.

Die ersterwähnte Ansicht, dass die Sprache dem Menschen offen-
bart worden sei, ist nicht in Gen. 2 19 enthalten. Denn dort heisst
es, dass Gott dem Menschen die vorher erwähnten Objekte zuführte,
20 um zu sehen, d. h. wahrzunehmen, was er, also der Mensch, ihnen
zurief. Ferner hatte der Erzähler schon vorher (2 16) erwähnt, dass
der Mensch Befehle von Gott empfangen habe, hatte also schon dort
des Menschen Bekanntschaft mit dem Sprechen vorausgesetzt. Jeden-
falls hat er mit keinem Worte angedeutet, dass er in 2 19 berichten
25 wolle, wie beim Anblick der verschiedenen Tiere die menschliche
Sprachpotenz zu ihrer ersten Bethätigung angelockt worden sei. Das
Alte Testament überlässt es also auch in diesem Falle dem mensch-
lichen Nachdenken, das Detail und die Zwischenursachen des Ursprungs
der Erscheinungen zu erforschen, und am wenigsten ist die Annahme,
30 dass „Gott am Anfang die Sprache offenbarte“, „die christliche An-
sicht“, wie JACOB GRIMM sich ausdrückte.¹

¹ J. GRIMM, Über den Ursprung der Sprache, 6. Aufl., S. 30.

Dass das menschliche Sprechen ferner nicht mit der instinktiven Äusserung der tierischen Stimmlaute auf gleiche Stufe zu stellen sei, ist namentlich von J. GRIMM in höchst anschaulicher Weise dargelegt worden (a. a. O., S. 12—21), und ist nicht auch das, was HAECKEL die „Lautsprache der Affen“ nennt,¹ durch eine weite Kluft von der menschlichen Sprache getrennt?

Übrigens ist die Annahme, dass die Tiere einstmalig gesprochen hätten, weder ausdrücklich im Alten Testament gemacht, noch besitzt sie in dem Sprechen, das der Schlange (Gen. 3 1 b. 4 a) beigelegt wird, einen zuverlässigen Anhalt. Denn im Alten Testament wird auch 10 sonst leblosen Subjekten ein Reden zugeschrieben (Hab. 3 10, Ps. 19 2, 35 10, 96 12 etc.), und damit ist selbstverständlich nur eine stimmlose Bethätigung, wie das Tosen des Ozeans oder das Strahlen der Gestirne, gemeint. Also kann auch in Gen. 3 1 b. 4 a der Sinn liegen, dass die ausdrücklich mit den Tieren koordinierte Schlange (3 1 a. 14) nur durch 15 eine uneigentliche Art der Kundgebung (etwa durch heftiges Fauchen etc.) am Baume der Prüfung Zweifel in dem Menschen angeregt habe. Ohne Grund heisst es also bei Josephus, dass damals alle Lebewesen die gleichen Ausdrucksmittel verwendet hätten.² Schon Philo Judaeus schrieb diese Meinung mit Recht den „Mythenbildnern“ zu,³ und ich 20 denke, dass die jüdischen Gelehrten mit ihrer Definition des Menschen als des sprachfähigen Wesens⁴ auch in Zukunft Recht behalten werden, und dass es für immer nur bei dem Sprechen der Tiere bleiben wird, das ihnen in der Fabel beigelegt wird. Man vergleiche z. B. die „Geschichten vom Sprechen der Tiere“, die von WALLIS BUDGE in dem 25 interessanten Buche „Oriental Wit and Wisdom“ (1899), p. 90—94 veröffentlicht worden sind.

Darüber endlich, dass die menschliche Sprache auch nicht durch Reflexion erfunden worden ist, vergleiche man insbesondere L. GEIGER,

¹ E. HAECKEL, Die Welträtsel (1899 f.), S. 60.

² Josephus, Antiq. I 14: „Ὁμοφωνούντων κατ' ἐκεῖνο καιροῦ τῶν ζῶων πάντων, ὁ ὅρις, συνδιατρώμενος τῇ τε Ἀδὰμ καὶ τῇ γυναίκι, φθονερός εἶχεν ἐφ' οἷς αὐτοὺς εὐδαιμονήσαιν ᾤετο, πεπεισμένους τοῖς τοῦ θεοῦ παραγγέλμασιν.“ — Vgl. den Anfang einer Erzählung im afrikanischen Šilḥa-Dialekt (veröffentlicht von STUMME in der ZDMG 1894, S. 401): „Es geschah einmal, als noch alles auf der Welt reden konnte, dass mehrere Tiere zusammentrafen etc.“

³ Philo, De confusione linguarum § 3: „Περὶ τῆς τῶν ζῶων ὁμοφωνίας πρὸς μυθολαστῶν ἀναγράφεται.“

⁴ J. BUXTORF, Lexicon breve rabbinico-philosophicum s. v. ἄνθρωπος: definitio hominis, quod est animal loquens.

Der Ursprung der Sprache (1869), S. 5. Nein, die Sprache ist nicht *θέσει*, etwa durch gegenseitige Übereinkunft (ἐυθῆκη),¹ hergestellt worden. Denn wie sollte man sich eine Verständigung denken, die selbst das eigentliche Verständigungsmittel erst hätte hervorbringen müssen? Hätte ferner diese Verständigung durch Geberden ermöglicht werden können, so würden sich die Menschen mit ihnen begnügt haben.

Die Sprache ist vielmehr eine unbewusste Gesamtwirkung der spezifischen körperlich-geistigen Beanlagung des Menschenwesens.

Dieses Urteil über den Ursprung der Sprache habe ich auch schon in meinen früheren Veröffentlichungen abgegeben, wie man aus „Gedanke, Laut und Akzent als die drei Faktoren der Sprachbildung“ (1874), S. 6 und „Neue Studien über Schrift, Aussprache und allgemeine Bildungslehre des Äthiopischen“ (1877), S. 71f. ersehen kann. In die Fällung dieses Urteils münden auch die langjährigen und tiefgehenden Untersuchungen aus, die von STEINTHAL² und von MAX MÜLLER³ dem Problem der Sprachentstehung gewidmet worden sind. — Über Versuche, das Gebiet des physiologischen Faktors von dem des psychologischen abzugrenzen, finden sich gute Bemerkungen bei PH. WEGENER, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens (1885), S. 4f. Der physische Faktor scheint mir dann bei MERINGER und MEYER in ihrem Buche „Versprechen und Vergessen, eine psychologisch-linguistische Studie“ (1895) etwas zu stark betont zu sein. Sie sagen z. B.: „Ist die Broca'sche Stelle, das hintere Drittel der untern Stirnwindung, arbeitsunfähig, so ist damit die Fähigkeit sprachlicher Bewegungsleistung aufgehoben: motorische Aphasie“ (S. 3). Aber die letzte Frage bleibt doch diese: Woher bekommen diese Mechanismen das Material, welches sie verlaublichen sollen? Der geistige Faktor des Ursprungs der Sprache wird auch von WALTHER REICHEL anerkannt, indem er in seinen „Sprachpsychologischen Studien“ (1897) „einen Schritt weiter vorwärts thun will in der Erforschung der geistigen Vorgänge beim Sprechen“ (S. III). Auch WUNDT⁴ nennt die Sprache „die einfachste psychophysische Reaktion in der Sphäre

¹ Zur Deutung von Plato's *Kratylos* vergleiche man auch TH. CURTI, Die Entstehung der Sprache (1885), S. 24.

² H. STEINTHAL, Der Ursprung der Sprache, 4. Aufl. (1888), S. 361 ff.

³ M. MÜLLER, Das Denken im Lichte der Sprache (1888), S. 274 ff.

⁴ WUNDT, Völkerpsychologie I, Bd. 2 (1900), S. 609.

der Bewegungsvorgänge“. Besonders wichtig aber ist, was OLTUSZEWSKI¹ bemerkt: „Die von uns angeführten Beispiele von der einfachen Assoziation im vierten Monat an bis zur Ausführung verschiedener Handlungen mit Verständnis im zwölften Monat, also in der Periode, in welcher das Kind noch nicht ein zweisilbiges Wort mit Verständnis wiederholen kann, beweisen ausreichend, dass es ohne die eigentliche Sprache fähig ist, seine Gefühle, Wünsche, Urteile, Schlussfolgerungen (natürlich die der Erkenntnis) kundzugeben, dass also der Denkprozess, der bei Erwachsenen gewöhnlich eng mit der Sprache verbunden ist, anfänglich unabhängig von der Sprache stattfindet.“⁵ 10

Aber mit allem dem ist der dunkelste Teil des Problems, das der Ursprung der Sprache bietet, noch nicht berührt. Die schwierigste Frage betrifft nämlich die Art, auf welche die Verbindung zwischen den zu bezeichnenden Erscheinungen und den Bezeichnungen hergestellt wird. Welches ist die Brücke, die von den wahrgenommenen Phänomenen zu den entsprechenden sprachlichen Äusserungen führte?¹⁵

Nun soviel scheint mit gutem Grunde behauptet werden zu können, dass der eine Pfeiler dieser Brücke in der Ähnlichkeit von Lauten bestand, die einerseits von einer wahrgenommenen Grösse ausgingen und andererseits dem Sprachorgan des Menschen entschlüpften. Dies dürfte schon durch den Hinweis auf die Namen Kuckuck und Uhu bewiesen werden können. Andere Belege für diesen einfachsten Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Benennung findet man in mehreren neueren Werken.² Ich selbst erinnere²⁵

¹ W. OLTUSZEWSKI, Psychologie und Philosophie der Sprache (1901), S. 62f.

² TH. CURTI, Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des Schalles (1885), S. 60 etc., dessen Materialien aber im einzelnen vorsichtig geprüft werden müssen; — H. PAUL, Principien der Sprachgeschichte (3. Aufl. 1898), S. 160, nach welchem „die innere Beziehung zwischen Laut und Bedeutung auf nichts anderem beruhen kann als auf dem sinnlichen Eindruck des Lautes auf den Hörenden und auf der Befriedigung, welche die zur Erzeugung des Lautes erforderliche

nur noch daran, dass z. B. das arab. غَرَّغَر (gharghara = gurgeln) und وَسْوَسَ (waswasa = wispern oder flüstern)¹ deutliche Nachahmungen des wahrgenommenen Lautes enthalten. Eine solche konnte sich auch auf einen Laut beziehen, der vom
5 Menschen selbst ausgestossen wird. So fand die starke Expiration, die sich beim Seufzen oft hörbar vollzieht, in der Anwendung des Spiritus asper und anderer Kehllaute ihren Widerhall (vgl. hebr. 'āch = ach! etc.).

Ein zweiter Pfeiler der erstrebten Brücke ist eine ge-
10 wisse Korrespondenz zwischen der Beschaffenheit einer Klasse körperlich-geistiger Zustände und zwischen der Tiefe und Höhe der Eigentöne von Vokalen.² Nämlich Schmerzen, wie z. B. auch Kummer und Trauer, üben unleugbar einen physiologischen Druck aus und rufen die Empfindung des
15 Beengt- und Gebeugtseins wach. Ist es da auffallend, dass eine solche innere Lage durch das Ausstossen von Silben angezeigt wird, in denen die Vokale u, o, oder auch noch a vorwiegen? Als Thatsache kann dies aber hinreichend erwiesen werden, indem man an folgende Beispiele erinnert:
20 oāi, vae, ass. ū'a (DELITZSCH, Ass. WB., S. 318); arab. wā, wai; syr. woi; hebr. 'ōj, hō-hō (weh! weh! Am. 5 16) und oftmals hōj, 'āch; 'ō'ch, ein Tier, das den Laut „ach“ hervorzubringen pflegt, also sozusagen ein Ächzer, die Bezeichnung des Uhu (Jes. 13 21). Auch die Wahl des u zur Aus-
25 stattung passiver Formen, wie im arab. qutla (er wurde

Thätigkeit der motorischen Nerven dem Sprechenden gewährt“; — W. AMENT, Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde (1899), S. 139; — vor allem M. FREUDENBERGER, Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache (1900), S. 126 ff.

¹ CASPARI-MÜLLER, Arabische Grammatik, 5. Aufl. § 70.

² Dass die Vokale nach ihrem sogenannten Eigentone in der Reihe u, o, a, e und i sich von der Tiefe zur Höhe erheben, hat hauptsächlich HELMHOLTZ (Lehre von den Tonempfindungen, 3. Aufl., S. 168) erwiesen.

getötet) oder im hebr. *quttal* (er wurde ermordet) etc., dient zur Bestätigung dieser Korrespondenz zwischen der Depression des Seelenzustandes und der Herabdrückung des Stimmtones.

Ein hinreichend sicherer dritter Pfeiler jener Brücke 5 ist der Parallelismus, welcher zwischen der wahrgenommenen Stärke einer Thätigkeit oder Empfindung und dem Grade der Anspannung der Sprechmuskeln beobachtet wird. Dies zeigt sich bei der Vergleichung von קָצַץ (*qasas*) „abhauen“, כָּסַם (*kasam*) „abschneiden“ und גָּזַז (*gazaz*) „abscheren“; 10 ferner נָקַם (*naqam*) „rächen“ und נִחַם (*nich[ch]am*) „sich Befriedigung verschaffen“ (Jes. 1 24).

Jene Brücke darf man auch noch durch folgende Sätze gestützt sein lassen:

Der dem Hustengeräusch oder Räuspern, durch das man 15 unter Umständen auch jetzt noch die Aufmerksamkeit auf eine Person oder Sache zu lenken versucht, ähnliche Laut des Spiritus asper oder lenis wurde als Mittel der Determination (Articulus definitus: hebr. *ha*; etc.) und als Haupt-
element der demonstrativen Wörter sowie des Frageadverbs 20 verwendet. Auch die Erscheinung ist natürlich und un-
leugbar, dass das Hervorstossen der Dentale an der Funk-
tion des Anregens teilnahm, und dass daher die Dentale
und die verwandten Lautstösse sich als Exponenten des
kausativen Verbalstammes darboten: *Tirgîl*; *Šaqtel*, *Hiqtîl*, 25
'*Aqtala* (er liess töten) etc.¹ — Ist hierdurch zugleich der
Hauptkeim vom Pronomen personale *hû* „er“ und *hî* „sie“
aufgedeckt, und lässt sich in den Wellen des Sprachstroms
noch weiter Grund und Boden finden, um an jener Brücke

¹ Vgl. zu diesem Punkte noch F. DIETRICH, Abhandlungen für semitische Wortforschung, S. VIII. XII etc. und M. MÜLLER, Das Denken im Lichte der Sprache, S. 278—306.

fortbauen zu können? Nun im Semitischen und im Indogermanischen dient der Dental, also wieder ein aufmerksammachender Laut, als Hinweis auf eine angeredete Person. Lässt sich dazu nicht auch die Vermutung fügen, 5 dass die *m* und *n*, die im Pronomen der ersten Person vielfach getroffen werden (sanskrit. *aham* „ich“; μ , *me*; arab. *'anā*, hebr. *'anī* „ich“), Laute waren, durch die der Sprechende auf sich selbst aufmerksam machen konnte? Die Aufmerksamkeit wird durch den labialen Nasal auch 10 in arab. *man*, hebr. *mī* „wer?“ und *mā* „was?“ erregt. Vielleicht darf man hinzusetzen, dass bei der ersten Person nicht der nächstliegende Laut, der aufmerksammachend fungiert, gewählt wurde, weil die Vorstellung des Ich nicht ein erstes Moment im Gange der Geistesentwicklung 15 bildet.

Weiterhin kann die Möglichkeit einer indirekten Korrespondenz zwischen einer Gesichtswahrnehmung und einem Sprachlaut existieren. Denn es ist eine Thatsache, dass 20 Farbeindrücke die Vorstellung von gewissen Tönen wachrufen können. Z. B. ist es vorgekommen, dass die Wahrnehmung einer roten Fläche den Gedanken an einen Trompetenton auslöste.¹

Aber während auch dieser indirekte Zusammenhang zwischen Gesichtswahrnehmung und Sprachlaut noch inner- 25 lich-physiologisch vermittelt sein wird, scheint anderwärts die Wahl gewisser Laute nur äusserlich-zeitlich durch den betreffenden Eindruck bedingt zu sein. Nämlich viel hat die These für sich, dass zunächst die Ausdrücke *mamma* („Mutterbrust“ etc.) und *papa* entstanden, indem die Kinder 30 und die sich ihnen akkomodierenden Ältern die leichten

¹ Weitere Parallelen zwischen Farben- und Tonempfindungen beschreibt Jos. NAHLOWSKY, Das Gefühlsleben, S. 143 ff.

Lippenlaute lallten und dadurch das andeuteten, was Kindern das Nächststehende ist. Diese Annahme wird durch die weite Verbreitung und immer wieder im Kindermunde sich erneuernde Entstehung jener Bezeichnungen empfohlen, und wir finden Lippenlaute auch im semitischen 'im etc. 5 „Mutter“ und 'ab etc. „Vater“.

Ich meine, dass diese Sätze, die vor der Lektüre von Wundt's Völkerpsychologie I, Bd. 1 und 2 (1900) niedergeschrieben wurden, den Werdegang der Sprache mehr beleuchten können, als was er in I, 1, S. 308 ff. und 2, S. 608 f. gegeben hat. 10

2. Diese geistleibliche Errungenschaft, als welche die Sprache des Menschen sich demnach darstellt, hat aber ohne dessen explizites Bewusstsein und jedenfalls ohne seine reflektierte Absicht das Licht der Welt erblickt und viele Stadien ihrer Existenz durchschritten. Die gei- 15 stigen Eindrücke, die davon abstrahierten Merkmale und Begriffe, die schliesslich zu ihrem sprachlichen Ausdruck drängten, arbeiteten zunächst unter der Schwelle des Bewusstseins. Erst später leuchtete das Sprachbewusstsein in einem mehr oder weniger grossen Teile des Kreises auf, 20 dem eine betreffende Sprache angehört.

Daher unterliegt es mehr, als einem Bedenken, wenn Wundt (Völkerpsychologie I, 2, S. 609) sagt: „In allem, was das Wesen der Sprache ausmacht, in Wortbildung, Satzfügung und Bedeutungswandel, ist die Sprache nicht bloss ein äusserer Abdruck der allgemeinen Be- 25 wusstseinsvorgänge, sondern notwendige Teilerscheinung derselben“. Nein, die sprachlichen Äusserungen setzen weder das Bewusstsein der in ihnen ausgedrückten psychologischen Vorgänge voraus, noch sind sie selbst ein Moment oder Faktor solcher bewussten Seelenvorgänge. Vielmehr gleicht das Bewusstsein dem sonnenhaften Reflex, den wir 30 auf einem Wasserspiegel beobachten, aber die Sprachlaute den Wellenschlägen, die diesen Wasserspiegel bald als murmelndes Wellenthal und bald als donnernd heranstürzender Wellenberg überdecken.

Diese Unbewusstheit der Sprachbildung besteht ja jetzt noch in dem Weiterschreiten der Volksdialekte, und es 35

dürfte keinem begründeten Zweifel unterworfen werden können, dass die Sprachgebilde wenigstens zunächst bei den Menschen, die der grammatischen Theorie entbehren, organisch oder sprunglos gewachsen sind. Daher wurde
5 die Gestalt, in welcher das Arabische von den Beduinen gesprochen zu werden pflegte, mit Recht von den arabischen Grammatikern als die normale angesehen (vgl. G. FLÜGEL, Die grammatischen Schulen der Araber, S. 9). Ebendes-
halb haben die ersten arabischen Grammatiker durch die
10 Mehrheit von Beispielen, die sie aus dem Munde von Wüstensöhnen gehört hatten, eine Sprachregel begründet sein lassen (ebd., S. 33).

Aber wenn auch dies als ausgemacht erscheint, so ist doch gar manche Frage, die sich beim Blick auf die Ähn-
15 lichkeit und Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprachen erhebt, immer noch nicht in abschliessender Weise beantwortet. Die interessanteste von diesen noch nicht erledigten Fragen scheint mir aber die folgende zu sein: Schreitet eine Sprache von Vollklang und Reinheit an Lauten zu
20 deren Dürftigkeit und Getrübtheit, von Reichtum an organischen Formen zu idealer Gleichgiltigkeit gegen dieselben weiter, oder bewegt der geschichtliche Gang einer Sprache sich in umgedrehter Richtung?

Wenn ich nun einen Versuch machen will, mich an der
25 Beantwortung der letzterwähnten Frage zu beteiligen, so wird es sich empfehlen, an das anzuknüpfen, was in der letztervergangenen Zeit namentlich auf dem indogermanischen Gebiete über Charakter und Quellpunkte der Ähnlichkeit menschlicher Sprachen geurteilt worden ist.

30 Früher herrschte ja die Ansicht, dass die Ursprache eines Stammes, und zwar zunächst das Urindogermanische, sich so modifiziert habe, dass man diese Modifikationsart durch das Bild eines „Stammbaumes“ veranschaulichen

könne. Dem gegenüber hat JOH. SCHMIDT¹ zur Darstellung des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen das Bild der „Wellenbewegung“ gewählt, die von einem Zentrum aus sich in konzentrischen Ringen, aber mit immermehr abnehmender Stärke ausbreitet. Von „Sprachzweigen“ aber spricht K. BRUGMANN² und das „Bild einer Stammtafel“ wird auch von H. PAUL³ nicht an sich als ungeeignet bezeichnet, die dialektischen Eigentümlichkeiten eines Sprachgebietes nach ihrer inneren Beziehung darzustellen, und wenn er meint, dieses Bild bleibe „stets ungenau“, „indem man willkürlich einige Unterschiede als wesentlich herausgreife und über andere hinwegsehe“, so muss man eben darnach streben, wesentliche und unwesentliche Sprachdifferenzen richtiger zu unterscheiden. Sodann W. WUNDT⁴ bemerkt: Drei Bedingungen sind es, die in die Entwicklung der Sprache vor allem bestimmend eingreifen: die Überlieferung der von der vorausgegangenen Generation gesprochenen Sprache, die Mischung verschiedener Sprachen in ihrem Einflusse auf Lautbildung, Wortvorrat und syntaktische Eigenschaften, und endlich die allmählichen, sogenannten spontanen Änderungen, denen die Sprache, wie alle Lebensfunktionen, unterworfen ist, und die wieder in naher Beziehung zu den allgemeinen Kultureinflüssen stehen. Je mehr die erste jener drei Bedingungen in ihrem natürlichen Verhältnis zu den andern beiden betrachtet wird, um so mehr stellt sich das genealogische Bild der Abstammung als ein schiefes und im letzten Grunde eigentlich

¹ J. SCHMIDT, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen (1872).

² BRUGMANN und DELBRÜCK, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (2. Aufl., 1897 ff.) Bd. 1, § 19f.

³ H. PAUL, Prinzipien der Sprachgeschichte (3. Aufl. 1898), S. 40f.

⁴ WUNDT, Völkerpsychologie I, 2 (1900), S. 613 f.

falsches Bild dar. Die Sprache ist kein lebendiges Wesen, das von einem Wesen ähnlicher Art stammt und selbst wieder Kinder zeugt, sondern sie ist eine lebendige Bethätigung des menschlichen Geistes, die sich, wie alle andern geistigen
5 Funktionen, mit den äusseren und inneren Bedingungen verändert, denen sie unterworfen ist.

Nun die Abwehr der Meinung, dass die Vererbung einer Sprache dem Erzeugen von Kindern ähnlich sei, ist doch nur der Kampf gegen ein selbstgeschaffenes Phantom. Aber
10 andererseits fragt es sich, ob das in einer Generation existierende Phänomen, welches man deren Muttersprache nennt, von WUNDT hinreichend in seinem lebendigen Dasein und Einfluss geschützt worden ist. Ist die beharrende Grösse, die sich im Laufe der Generationen unter den und den
15 Einflüssen verändert, bei WUNDT nicht allzu sehr in den Hintergrund zurückgewichen? Tritt die Eigenschaft der Veränderlichkeit eines sich vererbenden Idioms nicht zu weit in den Vordergrund? Drückt WUNDT sich nicht fast so aus, wie wenn die Sprache als „lebendige Bethätigung
20 des menschlichen Geistes“ immerfort als eine neue Grösse entstünde?

Dies führt mich zu einem Urteil über die Sätze, die WUNDT betreffs der Annahme z. B. einer indogermanischen Grund- oder Ursprache vorgelegt hat. Er betont natürlich mit Recht, dass eine solche Grund-
25 sprache nicht aus den sogenannten Sprachwurzeln bestanden haben könne (I, 2, S. 610), denn diese sind nur durch Abstraktion aus den konkreten Sprachmaterialien entstanden. Aber er meint, die Existenz einer solchen Grundsprache auch vom lexikalischen Gesichtspunkte aus bezweifeln zu können. Er sagt (S. 610): „Wenn zwei Sprachen der
30 gleichen Familie ein bestimmtes Wort gemeinsam besitzen, so wird kaum mit voller Sicherheit zu entscheiden sein, ob es die eine von der andern entlehnt, oder ob es jede aus der gleichen Muttersprache übernommen habe. Mag sich auch diese Alternative mehr und mehr zu Gunsten der zweiten Annahme verschieben, wenn die Zahl der das
35 Wort besitzenden Einzelsprachen zunimmt, so fliessen doch der Natur der Sache nach diese Grenzen zwischen Vererbung und Entlehnung vielfach unsicher in einander“.

Diese Ansicht wird der konkreten Sachlage nicht gerecht. Die Verwendung von Fremd- und Lehnwörtern ist als Quelle der lexikalischen Gemeinschaft von Sprachen überschätzt. Nehmen wir nur z. B. den Ausdruck für „Vater“ in den indogermanischen (Skr. *pitar* etc.), oder in den semitischen Sprachen (arab. *abun* etc.)! Ist es die natürlichste Annahme, wenn W. bestreitet, dass dieser Ausdruck durch Vererbung von Generation zu Generation überliefert worden sei und sich in einzelnen näher verwandten Gruppen desselben Völkerstammes modifiziert habe? Ist es natürlich, wenn W. voraussetzt, dass die einzelnen Völkerschaften ihn von einander entlehnt hätten? Wenn man nun vollends sieht, dass solche Sprachen, die in ausgedehnten lexikalischen Materialien (Pronominibus, Verben, Nominibus etc.) zusammenstimmen, auch in den lautlichen Verhältnissen, in der Flexion und im Satzbau eine weithin reichende gemeinsame Struktur aufweisen: so erscheint es mir als eine unnatürliche Anschauung, dass diese gemeinsamen Grundzüge nicht im wesentlichen durch Vererbung, sondern durch Entlehnung entstanden sein sollen. Es haben doch auch z. B. die italienische, spanische und französische Sprache ihre gemeinsamen Grundzüge durch Vererbung empfangen, und solchen weitreichenden Einfluss der Entlehnung, wie ihn Wundt zu Hilfe nimmt, darf man überhaupt schwerlich vorsetzen. Deshalb halte ich es für richtiger, die gemeinsamen Grundzüge, die sich in den Lautverhältnissen, in der Flexion, im Satzbau und im lexikalischen Material zweier oder mehrerer Sprachen zeigen, aus Vererbung herzuleiten und das Idiom, welches mit den Grundzügen dieses gemeinsamen Charakters ausgestattet war, als die Sprache der betreffenden so durchgreifend zusammenstimmenden Sprachen zu bezeichnen.

Endlich STEINTHAL's Bemerkungen¹ beziehen sich zwar nicht bloss nebenbei auf das semitische Sprachgebiet, aber sie entbehren sehr der Klarheit. Denn z. B. meint er, dass die Haupttrichtung der Entwicklung der semitischen Sprachen dann erkannt werden könne, „wenn wir eine sorgfältige historische Grammatik des Semitischen hätten“. Aber die Litteraturen der altsemitischen Völker sind ja nicht so einfach auf einander gefolgt, wie z. B. die der Römer und der Italiener. Darum ist eben dieses die grosse Frage, von welchem Punkte eine historische Grammatik des Semitischen auszugehen hat.

¹ STEINTHAL, Der Ursprung der Sprache (4. Aufl. 1888), S. 128 ff.

Weil es mit der Lösung des Problems, das in der Bestimmung der Haupttendenz des Sprachlebens liegt, so steht, will ich einige Materialien, die ich betreffs dieses Problems gesammelt habe, und einige Erwägungen, die mir zu seiner
5 richtigen Lösung zu führen scheinen, nicht zurückhalten, immerhin mehr von dem Wunsche beseelt, die erneuerte Erwägung des Problems anzuregen, als mit der Hoffnung erfüllt, die volle Lösung desselben darbieten zu können.

Ein haltbarer Ausgangspunkt und ein zum Ziele
10 führender Weg kann für die Untersuchung der fraglichen Materie nur dann gewonnen werden, wenn vor allem die Entwicklung solcher Sprachen beobachtet wird, deren Erscheinungen ohne Zweifel in geschichtlicher Aufeinanderfolge stehen, weil sie aus chronologisch fixierten und darnach
15 hinter einander entstandenen Litteraturerzeugnissen geschöpft sind. Die Erkenntnisse, welche über die Wachstumsart der sprachlichen Erscheinungen bei jener ersten Untersuchung gewonnen worden sind, dürfen dann zur geschichtlichen Aneinanderreihung wenigstens zunächst solcher Sprachen ver-
20 wertet werden, die den untersuchten Sprachen hinsichtlich ihrer Gesamtstruktur nahe stehen. Denn die natürlichste Voraussetzung ist diese, dass die Lebensbewegung von Sprachen, die nach ihrem Gesamtcharakter genetisch zusammenhängen (s. o., S. 13), wesentlich in gleicher Richtung
25 verläuft.

Beim Beschreiten dieses Weges kann uns auch STEINTHAL's Satz, dass „keine bloss historisch an einem besonderen Punkte gefundene Thatsache zu einem allgemeinen Prinzipie gemacht“ (a. a. O., S. 128) werden dürfe, nur so weit beeinflussen, dass wir nicht bei der Be-
30 obachtung der Art einer einzigen zweifellos kontinuierlichen Sprachentwicklung stehen bleiben. Vielmehr werden wir mehrere und schliesslich alle solche Entwicklungen betreffs der Richtung und des Tempo ihres Weiterschreitens prüfen. Erst daraus werden wir ein Urteil darüber ableiten, welchen Erscheinungen diskontinuierlicher
35 Sprachen die geschichtliche Priorität mit Wahrscheinlichkeit beigelegt

werden kann. Überdies der Ausdruck „bloss historisch“, den STEINTHAL in jenem Satze mit verwendet hat, kann nicht noch ein weiteres Hemmnis bei der Befolgung des angegebenen Untersuchungsverfahrens enthalten. Denn das „bloss historisch“ Gefundene würde jedenfalls demjenigen überlegen sein, was nach falsch idealistischer Reflexion 5 über sprachliche Vorgänge als möglich hingestellt werden könnte.

Betrete ich nun den Weg, der allein zu einer erfolgreichen Beantwortung jener Frage nach der Hauptrichtung des Sprachlebens (S. 10) zu führen verspricht, so will ich die Untersuchung indogermanischer Sprachentwickelungen in der 10 Hauptsache anderen überlassen. Doch erlaube ich mir, soviel zu bemerken, dass die von mir oben S. 10 formulierte Frage schon durch eine Vergleichung des Alt- und Neugriechischen, des Lateinischen, Italienischen und Französischen, des Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen beleuchtet 15 werden kann.

Denn eine Nebeneinanderstellung von Alt- und Neugriechisch zeigt Erleichterung, Spirierung, bezw. Assibilierung von Konsonanten: Spiritus asper wird nicht mehr gesprochen; die Media β ist zu w spiriert; d ist zu schwachem englischen th , t zu starkem englischen th assibiliert 20 (vgl. VLACHOS, Elementargrammatik der neugriechischen Sprache, 2. Aufl. § 2. 7). Ferner¹ zeigt sich Monophthongisierung bei den Doppelvokalen: α etc. = \bar{a} etc. (§ 4); Verkürzung am Wortende sogar bei den monophthongisierten α und σ (§ 6); Vernachlässigung von Konsonanten am Wortende: in der Volkssprache bleibt der End- 25 konsonant n gewöhnlich unausgesprochen (§ 8. 11 etc.), und verhält sogar die Endung on (§ 14), wird auch z. B. $\alpha\upsilon\tau\omicron$ zu $\tau\omicron$ „es“ verkürzt (§ 39). In der Verbalflexion begegnet uns z. B. Umschreibung des Futurs durch die Partikel $\theta\alpha$ mit dem Präsens, oder durch $\theta\acute{\epsilon}\lambda\omega$ „ich will“ mit dem Präsens (§ 57). In der Nominalbildung tritt z. B. der 30 Gebrauch des Akkusativ als eines neuen Nominativ auf: $\eta\ \pi\alpha\tau\rho\iota\delta\alpha$ „die Heimat“ (§ 19).

Aus den Töchtertsprachen des Lateinischen, oder den auf einander folgenden Phasen des Hochdeutschen brauchen kaum Belege für die

¹ Vgl. hier, dass in der alten griechischen Sprache der α -Laut herrschte und ein charakteristischer Laut des dorischen Dialektes blieb, wie z. B. $\delta\bar{\alpha}\mu\omicron\varsigma$ gegenüber $\delta\eta\mu\omicron\varsigma$ zeigt (MEISTER, Zur griechischen Dialektologie [Programm des Nikolaigymn.] 1883, S. 11).

Richtigkeit des Urteils gegeben zu werden, dass in der geschichtlichen Entwicklung einer wesentlich¹ einheitlichen Sprachgrösse die Konsonanten um ihre frühere Stärke und Vollständigkeit, die Vokale um ihre alte Rundheit² und, hauptsächlich am Wortende, um ihre Fülle gekommen, ferner die Verbalflexionsendungen durch Hilfsverba ersetzt, die Kasusendungen verloren gegangen und die Stammgestalt des Akkusativ zum neuen Nominativ geworden, die Nominalbiegung durch Präpositionen ersetzt worden ist. Nur um dem Leser das eigene Suchen zu sparen, erinnere ich an folgende Beispiele: *hostiliter* etc., *ostiliter* 10 etc., woraus dann Schreibungen, wie *hictu* anstatt *ictu*, oder *transhactus* anstatt *transactus*, entstanden³; *castellus*, *château*, *reticulus*, *réseau* „Netz“; *ebrius*, *ivre* „trunken“; *ab ante* = *avant*; sogar *pauper*, *pauvre*; *aviculus* „Grossväterchen“ wurde mit Zulassung von Hiatus zu *aïeul*, ebenso *magis* zu *mais* „vielmehr“, „sondern“, „aber“; *liberare*, *liberer*; 15 *dignitas*, *dignité*, dessen geschlossenes *e* im englischen *dignity* vollends in das verwandte *i* übergegangen ist; von *oratio* wurde der Akkusativ *orationem* durch Umlaut, oder besser, durch rückwärtsschreitende, vorausnehmende Assimilation zu *oraison*; — gothisches *unsar* = *unser*; *taga* = *Tag*; vgl. noch die Aussprache des Vokalzeichens *a* im 20 Englischen! — „Das kurze *u* geht im Vulgärlatein in geschlossenes *o* über: *cubito* wird zu *cobito*“ (B. SCHRÖDER a. a. O., S. 13).

Der Konsonantenbestand wurde nur nach Analogie anderer Ausdrücke derselben grammatischen Kategorie und die Konsonantenschwere durch Wegfall der mediatisierenden Schlussvokale oder der trennenden 25 Binnenvokale vermehrt: Zunächst bloss eine scheinbare Vermehrung liegt natürlich vor, wenn neben *ratio* die Form *ration*, wie z. B. in *donner à un soldat sa ration* „das ihm Zukommende“, steht. Denn letztere Form kommt vom Akkusativ *rationem* her, wie von *vocis* das englische *voice* entstand. Eine nur scheinbare Konsonantenvermehrung 30 liegt ferner vor, wenn im Italienischen *od* neben *o* „oder“ gesprochen wird, denn es kommt von *aut*, wie auch *ed* neben *e* „und“ die ursprünglichere Wortgestalt ist. Wenn man sodann gegenüber *sitis* „Durst“ im Französischen *soif* sagt, so möchte ich dies auf ein *sitivum* „Durstiges“ zurückführen, wie neben lat. *attentus* das franz. *attentif* 35 natürlich auf *attentivus* zurückgeht. — Das *s* von *lors*, welches mit

¹ Die lateinische Volkssprache, aus der die einzelnen romanischen Sprachen hervorgegangen sind, war trotz territorialer oder chronologischer Nuancierung doch im wesentlichen eine einheitliche Grösse.

² Das mit weit geöffnetem Munde zu sprechende *a* wurde vielfach zu *e*, die Diphthonge zu Einlautern zerdrückt.

³ B. SCHRÖDER, Romanische Elemente in den *Leges Alamannorum* (1898), S. 17.

illa hora zusammenhängt, von *alors*, *tandis* (tam diu) und *jadis* (jam diu) erscheint als aus Nachahmung des *s* anderer Adverbia (*ailleurs*, *dessus*, *dessous* etc.) entstanden. Ebenso zeigt sich Verallgemeinerung einer schon an andern Wörtern erklingenden Endung, wenn dem lat. *pectus*, *pectoris* im Franz. *la poitrine* „die Brust“ entspricht. — „Die 5 *Tenues p, t, k* wurden in intervokalischer Stellung zu *b, d, g* erweicht, indem der zur Artikulation der umgebenden Vokale nötige Stimmton auch auf den Konsonanten übertragen, die Schwingung der Stimmbänder also nicht unterbrochen wurde“: vgl. z. B. *scabula*, *prado*, *artigulus* (B. SCHRÖDER a. a. O., S. 15 f.). Ebenso erscheint *tac* im 10 Mittelhochdeutschen neben dem Genetiv *tagis*, der zwischen Vokalen die Media zeigt. — Ferner z. B. *directus* erscheint mit hastig verkürzender Komplikation der leicht in einem Zuge sprechbaren Laute *dr*¹ als *droit*. — Neben *homo* zeigt *homme* die Selbstverdoppelung, welche Dauerlauten, wie z. B. dem Nasal *m*, sehr 15 nahe lag. Damit verband sich, wenn z. B. aus *auricula* „Öhrchen“ *oreille* „Ohr“ wurde, die Mouillierung, also Semivokalisierung des Zungenrand-Zitterlautes *l*. Das Streben nach Erleichterung der Konsonantenaussprache machte sich auch darin geltend, dass ein mit den vorhandenen Konsonanten eines Wortes homorganer Laut oder der 20 Zitterlaut *r* sich als Übergangsartikulation erzeugte: *simulare*, *sembler*; *reddere*, *rendre*; *draco*, Akkus. *draconem*, franz. *estragon* „Dragun, Kaisersalat“; *rusticus*, *le rustre* „der Bauer“. Der vorausgehende Konsonantenkomplex ist auch bei der Umbildung folgender Wörter beteiligt: *ordinem* wurde *ordre*, *Londinum* wurde *Londres*, 25 *pampinus* wurde *pampre* „Weinranke“, *tympanum* wurde *timbre* „Stempel“, während das bei Vergleichung von *grammaticus* auffallende zweite *r* in *grammaire* von einem *gramadaria*, *gramairia* her stammt, das wieder mit dem provençalischen *gramâdi* zusammenhängt. — Endlich entstand Vermehrung des Konsonantenkörpers der Wörter auch so, 30 dass Selbstvergessenheit des Sprachbewusstseins den Artikel als Wortbestandteil auffasste: z. B. *hedera* oder *edera* „Epheu“ wurde zu *edre*, dann zu *ierre*, mit dem Artikel *l'ierre*, endlich daraus das heutige *le lierre*. Ebenso wurde *l'isle* „die Insel“ zu dem Stadtnamen *Lille*, und ebenso entstand aus *poule d'Inde* das Wort *dinde* 35 „Truthenne“, und dergleichen Sprachgebilde giebt es noch mehr.

Im Vokalbereiche hat speziell die Frage mich lebhaft beschäftigt, ob der mit weitgeöffnetem Munde gesprochene *a*-Laut sich neu erzeugt

¹ Vgl. die Nachweise aus BRÜCKE, MERKEL u. a. in meiner Schrift „Gedanke, Laut und Akzent als die drei Faktoren der Sprachbildung komparativ und lautphysiologisch dargestellt“, S. 48—50.

- hat. Nun zunächst in *daigner* ist das *a* durch rückwärtsschreitende oder vielmehr antizipierende Assimilation aus *dignari* entstanden. Ähnlich ist es, wenn aus *placere* ein *plaire*, aus *tacere* ein *taire*, aus *fac(i)ere* ein *faire* sich bildete, und von diesem, nicht von *ficere*, aus die Neubildungen *défaire*, *parfaire*, *refaire* entstanden, wie auch (vgl. *plangere* mit *plaindre*) mit *contrahere* die Wortgestalt *contraindre* „nötigen“ zusammenhängen muss. Indes wie erzeugte sich das *a* in *vrai* und *frais*? Ich erlaube mir die Vermutung auszusprechen, dass bei allen drei letztgenannten Worten die zur weiten Mundöffnung
- 10 drängende Produktion des Zäpfchen-*r* die Klangfarbe des *ä* nach dem *a* hin gestimmt hat (vgl. unten S. 19 26 ff. über *tarragon*!). Indem ich ferner *craindre* mit *enfreindre* „übertreten“ und *vaincre* (von *vincere*) sowie *convaincre* (von *convincere*) z. B. mit *restreindre* „einschränken“ verglich, drängte sich mir die Erklärung auf, dass die Nähe des
- 15 gutturalischen *cr* und des im hinteren Nasen-Rachenraum gesprochenen *ncr* die Qualität des *ä* vom höheren *ei* zum tieferen *ai* herabgedrückt und zugleich verdunkelt hat. Wenigstens, und dies dient zur Empfehlung der soeben vorgelegten Ableitung, liegt der Einfluss einer gutturalischen Artikulation in folgenden Fällen vor: Lateinisches *lingua*,
- 20 verwandt mit *λεῖπειν*, *lingere* „züngeln = lecken“, lautet auch im Italienischen *lingua*, aber im Französischen *langue*. Darin bethätigt sich aber nur die phonetische Rechtschreibung, nämlich Akkomodation an die Aussprache, als das *i* — wie z. B. in *intrare*, *entrer*, *to enter*; oder *infans*, *enfant*; *imperator*, *empereur*; *similis*, *semblable* —, zu *e*
- 25 zerdrückt und dieses vor dem *ng*, das im Rachenraume und deshalb unwillkürlich mit erweiterter Mundhöhle produziert wird, zum volleren Laute *a* geworden war. Diesen Einfluss des gutturalischen *n* beobachtet man wenigstens noch in dem mit lat. *cingulum* und engl. *cingle* parallel gehenden *sangle* „Gurt“, während das *a* von *séance*
- 30 wahrscheinlich schon auf das *a* von *séant* zurückgeht, indem das Participe présent nach Analogie der ersten Konjugation bei allen Verben mit *a* gesprochen und geschrieben wurde, wie die den lateinischen Wörtern *benevolentia*, *confidentia*, *continentia* und *obedientia* entsprechenden *bienveillance*, *confiance*, *contenance* und *obéissance* von den
- 35 französischen Partizipien ausgegangen sind. Wenn ferner lateinischem *condemnare* und englischem *to condemn* ein franz. *condamner* entspricht, so liegt eine aus Selbstvergessenheit der Sprachentwicklung erklärliche Nachwirkung des verbum simplex *damnare*, *damner* vor, und zur Unterscheidung von *penser* „mit der Wage aufziehen, abwägen, denken“
- 40 hat man *panser*, das den Sinn „eine Aufgabe (pensum) sorgfältig erledigen, eine Wunde verbinden, ein Pferd abwarten“ besitzt, mit *a* geschrieben.

Vermehrung der Vokale ist, so vielfältig sie auch auftritt, im letzten Grunde überall, so weit ich sehen kann, die Frucht des Strebens der Sprachorgane nach Erleichterung der Artikulation. So liegt eine innere Zerdehnung des langen Vokals, also Verteilung der Bewältigung der Vokalquantität — ein auch im Hebräischen auftretender Prozess — vor, wenn dem *flos, florem* im Englischen ein *flower* gegenübersteht. Sodann ein der Mouillierung ähnlicher Vorgang scheint mir vorzuliegen, wenn sich folgende Lautgruppen neben einander stellten: *necare, noyer* „ertränken“; *credere, croire; bibere, boire; digitus, doigt; fides, foi; messis, moisson* „Ernte“; *rex, regis, roi; punctum, point* etc.; — *bene, bien; canis, chien; febris, fièvre; pedis, pied; sedes, siège; virgo, vierge* etc.; *serra* „Säge“, span. *sierra; terra, tierra; visus, engl. view*. Ein Einschub, der mit dem labialen, also *u*-verwandten Charakter des *p* zusammenhängt, scheint mir vorzuliegen, wenn neben *potens* im Franz. ein *puissant*, neben *porta* im Span. ein *puerta* sich bildete. Als eine Differenzierung des einfachen *o*, die vielleicht durch den folgenden labialen Nasal und die darauffolge eines zweiten *o* begünstigt wurde, ist wohl das *uo* zu beurteilen, das gegenüber dem lat. *homo* im ital. *uomo* auftritt. Ist dieses *u* jedenfalls hinsichtlich seiner Stellung ein Vorschlagslaut, so erinnert es daran, dass Vokalvermehrung mehrfach auch durch die sogenannte Prothesis eingetreten ist, die der Scheu der Sprachwerkzeuge, aus der Indifferenzlage unvermittelt zur Hervorbringung von Konsonanten überzugehen, entspringt. So wurde z. B. *scutum* zu *écusson* „Schildchen“, *sperare* zu *espérer* etc.; wie im Engl. *state* und *estate* etc. neben einander stehen. Indem ferner *draco* oder vielmehr *draconem* (S. 17) und engl. *tarragon* „Kaisersalat“ (*Artemisia dracunculus* bei Linné) sich entsprechen, hat die Selbstverdoppelung des Dauerlautes *r* zur Erzeugung eines Vokales, und zwar, wie nach der obigen Erörterung (S. 1810) und der sonstigen *a*-freundlichen Wirkung des *r* nicht befremdlich ist, zur Erzeugung eines *a* geführt. Endlich handelt es sich um das auslautende *o* in italienischen Formen, wie in dem mit lat. *sum* parallelen *sono* (vgl. weiter z. B. lat. *sunt* mit *sono*; *amant* mit *amano*; engl. *garden* mit *giardino*). Dieser vokalische Auslaut ist wohl ebenso eine Frucht der Abneigung des Sprechorgans gegen konsonantischen, nicht durch folgenden Vokal erleichterten Abschluss, wie des Strebens nach gleichmässig vokalischem Wortausgang, also nach Nachahmung des häufig die Wörter schliessenden *o*. Die erstere Ursache kann nicht deshalb in Abrede gestellt werden, weil in einem noch weiteren Entwicklungsstadium ebenderselben Sprache der vokalische Wortausgang, und zwar nicht etwa zur Vermeidung des Hiatus, dann und wann vernachlässigt wird, indem z. B. *essere* zu *esser*, *avere* zu *aver*, *diventare* zu *diventar* (MANZONI, I promessi sposi, Cap. 1), *signore* zu *signor*

uno zu un, Praesens trovano zu trovan, Impf. insegnavano zu insegnavan verkürzt wird.¹

Das Wichtigste an diesen Sprachfortbildungen ist aber dieses, dass in ihnen allen sich keine positive, sondern nur eine negative Thätigkeit
5 des Denkens zeigt. Denn alle erwähnten Sprachänderungen, abgesehen von *panser* (18 40), sind nicht von dem Streben des Gedankens, neue Fortschritte der in einer Sprache verkörperten Logik zur Darstellung zu bringen, hervorgerufen worden. Sie sind vielmehr der Neigung des Sprechapparates entsprungen, einen weniger mühevollen Gebrauch
10 der sprachlichen Ausdrucksmittel herbeizuführen. Daraus erkennt man, dass bei der Entwicklung der bis jetzt betrachteten indogermanischen Sprachen der unbewusst richtig scheidende und verbindende Gedanke, welcher bei der ursprünglichen Sprachentstehung der Richtung gebende Faktor war, von seiner positiv schaffenden Wirksamkeit, wenigstens
15 in der Gestaltung der sprachlichen Lautkörper, zurückgetreten ist. In der Verwendung der Sprachgebilde finden wir den nach Deutlichkeit und Klarheit strebenden Intellekt² allerdings in reger Thätigkeit: der Wunsch, die unbestimmte und die bestimmte Setzung der Begriffe deutlich zum Ausdruck zu bringen, führte zur Verwendung
20 deiktischer Elemente als eines „Artikels“. So wurde dieser „eine charakteristische Neuerung der romanischen Sprachen gegenüber dem Latein“ (B. SCHRODER a. a. O., S. 62).

II. Positive Feststellung der Grundtendenz der Entwicklung im Semitischen.

1. Haupttendenzen der Entwicklung in den neueren semitischen Sprachen.

25 Untersuchen wir nun, ob ebendieselben Erscheinungen

¹ Es ist mir erfreulich, dass ich durch diese vor zwölf Jahren niedergeschriebene Untersuchung das Urteil beweisen kann, das W. Wundt jetzt in seiner Völkerpsychologie I, 1 (1900), S. 297 ausgesprochen hat: „In dem Gebiet der indogermanischen Sprachen scheint der Lautbestand der uns erreichbaren Urzeit nicht ärmer, sondern reicher zu sein, als der der meisten Sprachzweige, die aus der Ursprache hervorgegangen sind“.

² Vgl. meine „Stilistik, Rhetorik, Poetik“ (1900), S. 7—148: Der Intellekt fordert Deutlichkeit des einzelnen Ausdrucks und Klarheit des Wechselverhältnisses der Darstellungselemente.

sich bei der Vergleichung solcher semitischen Sprachgestalten beobachten lassen, deren Existenz nach dem offen vorliegenden Zeugnis der Litterargeschichte auf einander folgenden Zeiten angehört!

Fassen wir dabei zunächst das Altarabische und das 5 Neuarabische ins Auge, so finden wir z. B. folgende Erscheinungen¹.

Eine Abschwächung, ein flüchtigerer Vollzug des Kehlkopfverschlusses, der als Spiritus lenis bezeichnet zu werden pflegt, zeigt sich darin, dass der anlautende Spiritus lenis 10 mehrfach „verschluckt“, also übergangen wird. Zu den Beispielen, die SPITTA, S. 15 gegeben hat, füge ich noch, dass ich in Besprechungen der Bruderschaften, die namentlich jetzt in Nordafrika eine bedeutende Rolle spielen, statt des alten *ichwân* (إِخْوَان) „Brüder“ vielmehr *Chuan* transkri- 15 biert gefunden habe (Baseler Missionsmagazin 1889, S. 327). Erleichterung der Sprecharbeit ist es auch, wenn die im hinteren Munde zu vollziehende Artikulation des Spiritus lenis in die weiter vorn im Munde und daher leichter zu leistende Produktion eines *w* übergeht. Dies treffen wir 20 mehrmals im Anlaut, weil z. B. neben *'âkil* „essend“ gewöhnlich *wâkil* gesprochen wird (SPITTA, S. 16), aber auch im Inlaut, denn z. B. neben *ra'â* (*j*; vidit) bildete sich ein *rawâ*, und daraus entstand durch Metathesis *warâ*, wovon der Intensiv-Causativstamm *warrâ* (ostendit) her stammt 25 (VOLLERS § 39, 1). Auch darin, dass ʔ (ع) „gewöhnlich durch das schärfere und deutlichere *h* (*ch*, ح) ersetzt wurde“

¹ Betreffe des thatsächlichen Lautwechsels, nicht der lautphysiologischen Erläuterungen lehne ich mich, nachdem ich früher die Angaben von ELI SMITH, WALLIN und HASSAN benützt, jetzt an folgende Arbeiten: SPITTA, Gram. des arab. Vulgärdialektes in Ägypten (1880); VOLLERS, Lehrbuch der ägypto-arabischen Umgangssprache (1890); Transkription des neuarabischen Tartuffe (ZDMG 1891, S. 49 ff.).

- (SPITTA, S. 24), wick der schwerere Verschlusslaut dem leichteren Engelauf. — Weiter ist statt des *t* (ت), das mit geöffneten Stimmbändern gesprochen wird, daher tonlos, vom Vokal weit entfernt ist, auch das *d* (د) eingetreten
- 5 (SPITTA, S. 16), welches der Vokalartikulation hinsichtlich der Stimmbänderstellung näher steht. Ebenso spricht man statt *s* (س) auch die Media *z* (ز, franz.-engl. *z*; SPITTA, S. 18) etc., wie dem emphatischen, d. h. mit anstrengender Zusammenpressung des Mundraums gesprochenen *ḍ* (ض)
- 10 auch ein blosses *d* (د; SPITTA, S. 19) vorgezogen wird¹. Auch die schweren assibilierten Dentale ث (*t* = engl. *th*), ḍ (*d* = engl. *dh*) und ẓ (*z*) werden im Vulgararabischen Ägyptens nicht gesprochen. Für alle drei werden leichtere Artikulationen gewählt: für *t* teils *t* und teils *s*; für *d* teils
- 15 *d* und teils *z* (= franz.-engl. *z*); für ẓ (*z*) teils *d* und teils *z* (SPITTA, S. 16f. 19; VOLLERS § 1; S. 1f. 155)². — Während ferner im Altarabischen das *u-w* als dritter Stammkonsonant nur bei den abgeleiteten Verbalstämmen in *i-j* übergegangen ist, das mehr im mittleren Mundraum und daher
- 20 mit geringerer Mundbewegung zu sprechen ist, wird im Neuarabischen auch beim einfachen Verbalstamm *u-w* zu *i-j* (SPITTA, S. 29). — Auch betreffs der sogenannten Assimilation ist das Altarabische vom Neuarabischen überflügelt worden, indem das *l* des Artikels gewöhnlich³ auch mit
- 25 einem anlautenden *g* und *k* zusammengesprochen wird (SPITTA, S. 30). Zusammensprechung erfährt jetzt sogar das *l* der Präposition *ʕal* „auf“. Als anlautende Konsonan-

¹ Dass umgedreht statt des leichteren Dentalen der anstrengendere gesprochen wird, tritt bloss infolge einer besonderen Erregung, wie z. B. beim Schimpfen, ein (SPITTA, S. 4f.).

² Auch im Maghrebinischen „wird ث heute wie ت gesprochen“ nach SOGIN, Die arab. Eigennamen in Algier (ZDMG 1899, S. 473).

³ VOLLERS, Lehrbuch § 9 sagt „mitunter“.

tenkomplexe erscheinen in maghrebinischen Eigennamen *bl, br, dl, dr, gl, gr, kl, kr, tl, tr*, nicht bloss *kn*, sondern auch *km* und sogar *bm, bd* etc. (SOCIN in ZDMG 1899, S. 477f.). Allerdings ist die Aussprache der Eigennamen auch nicht ganz massgebend¹. Wenn im Gebiete der Vokale 5 das weitere Fortschreiten der Imâlierung² des mit Phätcha bezeichneten Lautes (Umwandlung von *a* zu *ä, e*) und der Zerdrückung der mit Käsra und Damma angedeuteten Laute (*i* zu *ö, u* zu *ö*) nicht zweifellos sollte konstatiert werden können, so ist doch sicher der durch Phätcha symbolisierte 10 Laut, d. h. jeder dem *a* verwandte Laut, im Neuarabischen auch sogar zu *i* geworden (SPITTA, S. 49)³. Dies kann nicht schon bei der Setzung der drei Vokalzeichen der Fall gewesen sein, weil in den betreffenden Silben sonst nicht Phätcha, sondern Käsra, das Anzeichen von *i* und allen 15 *i*-ähnlichen Lauten, gesetzt worden wäre. Besonders lehrreich ist auch, dass altarabisches *wa* jetzt unter Umständen, nämlich wenn das Zusammentreffen mit einem *a* der folgenden Silbe vermieden werden soll, auch *u* gesprochen wird. Denn in palästinischen Zauberformeln begegnet neben 20 *walâ* etc. auch *urabb* sowie *u3ala* etc. (ZDPV 1889, S. 216), und dies setzt den Übergang von *wa* in *we* voraus. Ferner auch die Monophthongisierung von *au* und *ai* ist weiter

¹ Vermehrung des Konsonantenkörpers der Sprachelemente durch ideelle Vernachlässigung des Artikels, wie oben S. 1730 ff., findet sich z. B. in der Zusammenziehung von *el-âtrân* zu *lâtrân*, woran wieder in ZDPV 1890, S. 209 erinnert ist.

² „Das Classisch-Arabisches hat diesen terminus technicus (امالة, 'Imâla, Abbiegung) nur für die Neigung des gedehnten *a* zum *i*-Laute, und die Grammatiker führen nur sehr wenige Beispiele einer 'Imâla des kurzen *a*-Lautes an“ (M. GRÜNERT, Über die 'Imâla, S. 8).

³ *a* wurde zu *i* auch z. B. bei der Femininendung oft in Syrien und Palästina: Belege findet man in der ZDMG 1885, S. 135 und ZDPV 1889, S. 15.

fortgeschritten. Neben *ʕAin*, *Haifa* (*chaifā*), die in meinem Lehrgeb. 2, S. 503 erklärt sind, und „*Beit Djala*“ etc. bei SCHNELLER, Kennst du das Land? S. 136. 165. 181. 221. 350 spricht man auch *Bethdschala* (v. ORELLI, Durchs heilige Land, 5 S. 155). Sodann hat das Neuarabische alle wortschliessenden Vokale mit Ausnahme weniger Reste verloren (SPITTA, S. 49).

Hinsichtlich der Verbalflexion hat das vulgärarabische Idiom hauptsächlich folgende Elemente eingebüsst: den XI. Verbalstamm; beim VIII. Verbalstamm zum Teil die 10 eigentümliche Transposition, die aus Neigung zur Nivellierung durch Vorsetzung des *t* ersetzt wurde; das Passiv bis auf wenige Spuren, sodass das Passiv durch ursprüngliche Reflexivformen ersetzt wurde; den Modus subjunctivus, apocopatus und energicus des Imperfekts; die Dualformen 15 sowie die Femininformen des Plurals (SPITTA, S. 192 f.)¹. Dass ferner das Sprachgefühl für die Bedeutung der die Person bezeichnenden Afformativen sich abschwächte, zeigt sich daran, dass das persönliche Fürwort häufiger, nämlich auch da gebraucht wird, wo keine Undeutlichkeit zu be- 20 fürchten war (VOLLERS § 70). Andererseits beginnt die Ausbildung neuer Mittel des Tempusausdrucks: Zusammensetzung des Perfekts *kân* (war) als eines Hilfsverbs mit einem folgenden Perfekt deutet das Plusquamperfekt an (VOLLERS § 16. 31. 63). Die Zusammensetzung *be-jidrab* 25 drückt das Praesens „er schlägt“ aus (§ 16, 3)². Bei den Nominaltypen ist z. B. die Einschränkung des Gebrauchs

FLEISCHER sagt bei Besprechung eines griechisch-arabischen Codex rescriptus (Kleine Schriften, Bd. 3, S. 383 ff.): „Wie in Tausend und eine Nacht, sind auch hier einzelne jener älteren Formen mit den neuen gleichsam noch im Kampfe begriffen; willkürlich tritt bald die eine, bald die andere ein. So begegnen die Pluralendungen des Impf. auf *ون* neben denen auf *وا*, der Dual des Zeitworts neben dem ihn verdrängenden Plural, das Dualpronomen *هما* neben *هم*.“

² G. KAMPPMEYER, Die arab. Verbalpartikel *b(m)* 1900, S. 6 ff.

des Deminutivstammes, und seine Ersetzung durch das Adjektiv „klein“ (SPITTA, S. 98) höchst charakteristisch, weil beides auch im Neuhochdeutschen aus Scheu vor Vokallaut immermehr einreißt. In der Nominalbeugung tritt wieder der Gebrauch des Dual zum Teil¹ zurück (SPITTA, S. 131), und von den Kasusendungen der alten Sprache (*u, i, a*), die schon in späteren Handschriften vermengt wurden, indem *u* auch am Genetiv erscheint (NÖLDEKE, Die sem. Spr. 1899, S. 52), „haben sich einige Spuren erhalten“ (VOLLERS § 51, 3), während eine Umschreibung¹⁰ des direkten Genetivverhältnisses durch *betâ3* üblich wurde (SPITTA, S. 149), das im Tunisischen *mtâ3*² gesprochen wird (STUMME, Gram. des Tunis. § 118). Die Determination zusammengesetzter Grössen wurde im Vergessen der ursprünglichen logischen Beziehung ihrer einzelnen Bestandteile alteriert (SPITTA, S. 78: *erragil-dä* = dieser Mann; S. 123. 323 etc.).

Aus dem Gebiete der Syntax beachte man z. B. folgendes: In manchen Fällen tritt der Akkusativ auf, wo der Nominativ erwartet wird (VOLLERS, Beiträge zur Kenntnis der lebenden arabischen Sprache in Ägypten; ZDMG 1887, S. 365 ff. 388). Das Pron. demonstrativum *da* und *di* wird dialektisch nicht selten vor das beschriebene Substantiv gestellt (VOLLERS § 9, 1), vgl. im Neuhebräischen unten S. 32 9. 25

FLEISCHER bemerkte in seiner Abhandlung über einen griechisch-arabischen Codex rescriptus der Leipziger Universitätsbibliothek (Kleine Schriften, Bd. 3, S. 383 ff.): „Die Sprache dieser Bruchstücke, wiewohl nach dem Schriftcharakter wenigstens 800 Jahre alt, zeigt schon die meisten einfacheren Formen, die bald nach der Verbreitung des Ara- 30

¹ „Dualformen sind im Tunisischen durchaus nicht selten (HANS STUMME, Gram. des Tunisischen (1896), § 93).

² Über den Wechsel von *b* und *m* vgl. m. Lehrgeb. 2, S. 459.

- bischen über seine ursprünglichen Grenzen hinaus zunächst in den Ländern, wo man sonst aramäisch und griechisch sprach, im gewöhnlichen Leben und besonders bei den Nichtmuhammedanern, welche der muslimischen philologischen Schulbildung mehr und mehr entbehrten, bald auch in der Schriftsprache Geltung gewannen. So bildete sich die *κοινή ὑδάλετος* des Arabischen (Hagi Chalfa IV, p. 323), während die durch Koran und Sunna geheiligten Formen der älteren Beduinensprache, gleichsam der *ἀτθίς* des Arabischen, die unter den höher Gebildeten mehr künstlich als natürlich fortlebten, nach Gesetzen, denen sich keine Sprache des täglichen Verkehrs entziehen kann, auch aus diesen Kreisen immermehr verschwinden.“ FLEISCHER zeigte dann (s. o. S. 24, Anm. 1), dass z. B. in „Tausend und eine Nacht“ die Endungen *āna* und *ū* am Imperfekt, der Dual und der Plural in den Verbal- und Pronominalformen neben einander gebraucht wurden.
- 15 Wenn nun in späteren Schriften und im jetzigen Vulgararabisch diese Endung *āna* und diese Dualformen gar nicht gebraucht werden, so darf man nicht bloss, sondern muss man urteilen, dass z. B. in „Tausend und eine Nacht“ die erwähnten Endungen noch existierten, und dass sie jetzt nicht mehr im Gebrauche sind. Diesen Wechsel zwischen
- 20 Formen, die in Schriften gebraucht sind, welche thatsächlich älter, als der erwähnte Codex rescriptus sind, und zwischen Formen, die z. B. in letzterem Schriftstück auftreten, belegt nun FLEISCHER weiter bis S. 386, und dieser Übergang von volleren Formen (z. B. *āna*) zu kürzeren Formen (z. B. *ū*) ist eine ganz erklärliche und oftmals in der
- 25 Sprachgeschichte bezeugte Thatsache, vgl. z. B. das lat. *habeo, habes, habet* mit ital. *ho, ai, a*. Bei diesem Sachverhalt ist es nicht nur unbewiesen, sondern dürfte es auch nicht voll beweisbar sein, wenn OESTRUP in dem Aufsätze „Über zwei arabische Codices sinaitici“ (in der ZDMG 1897, S. 453 ff.) auf S. 470 sagte: „Je mehr man sich mit
- 30 dem Vulgararabischen und der Vergleichung desselben mit andern semitischen Dialekten beschäftigt, desto mehr kommt man zu der Überzeugung, dass die heutige Volkssprache keine Tochter des Schriftarabischen sein kann.“

Wirft man ferner einen vergleichenden Blick auf die

35 Beziehung der Laute und der Flexionsverhältnisse des Äthiopischen (*Geʿez*) und seiner mehr oder weniger geraden Fortsetzungen (*Tigrê, Tigrīna* etc.), so bietet sich z. B. folgendes der Beobachtung dar.

Altäthiopische Inschriften bieten noch das assibilirte *ḏ*

40 (= arab. *ḏ, ذ*) und *ṭ* (= arab. *t, ت*) an Stelle des späteren

äthiopischen *z* und *s* [ŋ] (ZIMMERN, Vergl. Gram. § 3h. 4c). Das *k*, womit die Endung der 1. sing. Perf. im Geʒez (*qa-talkû*), im Tigrê¹ (*nebercò* bei LITTMANN 1899, S. 5) und im Tigrīna (*geberkû*)² anlautet, ist im Amharischen,³ worin sich ein dem Geʒez gegenüber südlicherer Dialekt Äthiopiens 5 fortsetzte, zu *h* erleichtert: vgl. *naggarhû* (bei GUIDI l. c. § 46) oder *sabbarhu* „je brisai“ (bei MONDON-VIDAILHET l. c.,⁴ p. 372). Ferner die Jotacierung von Dentalen, z. B. der Übergang von *ṭ* (*t*) in *ṭʾ* (*tʾ* = *tsch*) bestand im alten Geʒez noch nicht (vgl. meine Äth. Studien, S. 118).⁵ Sie bestand 10 ebenso wenig im Tigrê, und sie unterbleibt auch im Dialekt des benachbarten Harar (PRÄTORIUS, ZDMG 1869, S. 454f.) noch manchmal gegenüber dem alten unjotacierten Dentalen, wie auch noch im Tigrīna (ZDMG 1883, S. 449),⁶ denn z. B. die Endung der 3. sing. fem. Perf. lautet im Tigrīna 15

¹ ENNO LITTMANN, Das Pronomen und Verbum in der Tigrê-Sprache (Zeitschr. f. Assyriol. 1897, S. 188–230. 291–316; 1898, S. 133–178; 1899, S. 1–102).

² Z. B. bei L. DE VITO, Grammatica elementare della lingua tigrigna (Roma 1895) § 13.

³ Für das Amharische zitiere ich ausser dem grundlegenden Werke von FRANZ PRÄTORIUS „Die amharische Sprache“ (1879) auch die Grammatica elementare della lingua amariña von IGNAZIO GUIDI, 2a Edizione (Roma 1892) und einen „Abriss der amharischen Grammatik“, den J. PERRUCHON in der Zeitschrift *Muséon* 1899, S. 74 ff. 195 ff. veröffentlicht hat.

⁴ Siehe S. 28, Anm. 1.

⁵ Übrigens das Zeichen *tʾ* oder *č*, eine Nachahmung von *gʾ* = *ǵ* und *kʾ* = *ḳ*, dürfte eine geeignetere Transkription bilden, als *kh*, was DILLMANN in „Die Kriegsthaten des Königs Amda Sion“ (Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1884, S. 1011) wahrscheinlich im Hinblick auf englisches *ch* gewählt hat.

⁶ In der ZDMG 1883, 1884, 1885 und 1888 sind Tigrīna-Sprichwörter, die ein ungenannter Gelehrter gesammelt und erläutert hat, durch PRÄTORIUS herausgegeben worden. Auf diese Sammlungen beziehen sich die hier gegebenen Zitate aus den vier genannten Jahrgängen der ZDMG.

auf *t* aus (ገበሬት = *geberèt* bei DE VITO l. c., S. 19. 21). Dieser Übergang ist aber viel weiter im Amharischen herrschend, wo man ihn z. B. in *naggarač* (sie redete „essa parlò“ bei GUMI, Gram. amariña, § 46) findet, vgl. auch
5 „*sabbaratch, elle brisa*“ im Dialekt von Tchahâ.¹

Ein Beispiel von der verwandten Mouillierung des *n* ist ደጃ: *dañâ (danjâ)* „der Richter“ (ZDMG 1888, S. 64). Mouillierung des *l* bis zur Umwandlung desselben in *j* zeigt der Dialekt von Hamâsên, „beinahe der nörd-
10 lichste Ausläufer des Sprachgebietes des Tigriña“, indem aus እንበላ: *'enbala* die Form እምበይ: *'embaj* geworden ist (vgl. PRÄTORIUS, Über zwei Tigriña-Dialekte [ZDMG 1874, S. 437f.]). — Im Vokalbereiche ist *a* ausserhalb der Nähe von Gutturalen (cf. ሐረስ *harâss* bei DE VITO
15 § 4) meist zu *ä* geworden, hat also die *'Imâlè* (s. o. S. 23) erfahren.² Ferner ደርሶስ *'dorhosja* ist in der Aussprache ein Beispiel der Zerdrückung eines *a* in *o* (ZDMG 1885, S. 323). Ursprüngliches *â* ist andererseits, obgleich selten, in *e* verwandelt (PRÄTORIUS, Tigrinägrammatik § 20). Die
20 auf *i* auslautenden Wörter verkürzen im Tigriña ihr *i* zu *e*, resp. erscheint der Schlusskonsonant in der sechsten Form (ZDMG 1883, S. 446). — Betreffs der Flexion bemerke ich nur dies: Eine eigene Form für den Akkusativ giebt es im Tigriña nicht mehr. Man bildet ihn entweder durch
25 das Präfix ን, das zugleich auch das Dativzeichen ist, oder man deutet ihn einfach durch die Stellung im Satze an (DE VITO § 40). Ein später Ersatz der besonderen Akkusativform wird auch in der Vorausnahme des substantivi-

¹ Vgl. MONDON-VIDAILHET über Les dialectes éthiopiens du Gou-raghê in der Revue sémitique (1900), S. 372.

² PRÄTORIUS, Grammatik der Tigrinäsprache hauptsächlich in der Umgegend von Aksum und Adoa (1872) § 12; Tigriña-Sprichwörter (ZDMG 1883, S. 449).

schen Akkusativs durch den pronominalen gesucht (ZDMG 1884, S. 482).

Im Ganzen ebendieselbe Entwicklung beobachtet man bei der Vergleichung von Altsyrisch und Neusyrisch.¹

Denn wie alle jüngeren aramäischen Dialekte,² zeigt 5 auch die jetzt am Urmiasee und in Kurdistân gesprochene Mundart eine starke Veränderung der Gutturalen, indem diese meist „erweicht“ werden (NÖLDEKE, S. 56; vgl. z. B. ܪܝܩ bei MACLEAN § 4, 2, oder ܪܝܩ = ܪܝܩ „this“ ebenda § 108c).³ Ferner ist das spirierte ܥ von seiner ursprüng- 10 lichen Aussprache, in der es wie deutsches w ⁴ klang, in die des englischen w übergegangen (NÖLD., Neusyr. Gram., S. 48). Jotacierung ist bei Palatalen (NÖLD., S. 40) und bei Dentalen (S. 42; MACLEAN § 4, 6. 9) eingetreten. (Im Mandäischen findet sich ܙ auch für ursprüngliches d nach 15 NÖLDEKE, Die sem. Spr. 1899, S. 34.) — Im Gebiete der Vokale zeigt sich Trübung, oder besser, Herabdrückung des Eigentones der Vokallaute: dem ostaramäischen (nesto-

¹ Vgl. NÖLDEKE, Grammatik der neusyrischen Sprache am Urmiassee und in Kurdistân (1868) und A. J. MACLEAN, Grammar of the dialects of Vernacular Syriac (1895).

² Z. B. das galiläische Aramäisch (vgl. M. SCHULTZE, Grammatik der aramäischen Muttersprache Jesu 1899, S. 4), oder das Samaritanische, vgl. z. B. ܕܠܡܢܐ und ܕܠܡܢܐ als Varianten bei P. KAHLE, Textkritische und lexikalische Bemerkungen zum samaritanischen Pentateuchtargum (1898), S. 13, etc.

³ Unter den Palatalen ist das schwere p im Mandäischen immermehr zu ܥ und ܐ erleichtert worden (NÖLDEKE, Mand. Gram. 1875, S. 38). Auch in den von MACLEAN beschriebenen neusyrischen Dialekten findet sich q zu k oder g und ch erleichtert, vgl. altsyrisches ܠܗܐ „Haar“ mit neusyr. ܠܗܐ etc. (MACLEAN § 119. 120). Ebenso ist im heutigen Fellîhi-Dialekt q mit k gleichlautend (IGN. GUDI bei M. SCHULTZE l. c. § 6). Über den ursprünglichen Laut des p siehe meine Äth. Studien, S. 28—31.

⁴ Oder franz.-engl. v (BROCKELMANN, Syr. Gram. 1899, § 10).

rianischen) *ā* entspricht westaramäisches (maronitisches) *ō*.
Ferner die Dialekte von Urmia, Salamās und das Fellīhī
haben *ā*, aber der Dialekt vom Tūr hat *ō*. Sodann im
Neusyrischen wird *a* nicht bloss, wie im Mandäischen und
5 in andern spätaramäischen Dialekten, zu *ä* „geschwächt“,
sondern geht bis zur Verwandlung in *i* fort (NÖLD., S. 16).
Das Bestreben des Altsyrischen, alle Diphthonge in ge-
schlossenen Silben zu monophthongisieren, ist im Neu-
syrischen völlig durchgeführt und bis zur Verkürzung der
10 betreffenden Monophthonge ausgedehnt, wie z. B. die En-
dung *ain* nicht bloss zu *ên*, sondern zu *en* wurde (NÖLD.,
S. 19. 79; vgl. 𐤀𐤍, *lit* „there is not“ bei MACLEAN § 7).
Im Wortauslaut sind Vokale, die im Altsyrischen noch
vorhanden waren, verhallt (NÖLD., S. 20). *ī* erscheint
15 als *ī* in Handschriften aus der Damascene, die aus dem
15. und 16. Jahrh. stammen (SACHAU, S. der B. Acad. 1899,
S. 510), und im jetzigen Dialekt von Maʿlula (M. PARISOT,
Journal As. 1898, vol. 1, p. 308), und statt des edessenischen
ī erscheint in jenen Handschriften *ī*. Ähnlich ist es,
20 wenn z. B. statt *hānōn* und *hānēn* „sie“ ein blosses *āné*
oder sogar *ān* (ʾ) gesprochen wird (MACLEAN § 10. 85). —
Übrigens macht sich die Analogie des transitiven
Verbs gegenüber dem intransitiven Verb geltend (vgl.
SACHAU, S. der B. Acad. 1899, S. 510). Endlich Neubil-
25 dungen im Neusy. (s. o. S. 24 20), wie z. B. das Auftreten
eines Artikels im Dialekt vom Tūr ʾAbdīn, erwähnt NÖLD.,
Die sem. Spr., S. 38. 44.¹

¹ Das rätselhafte *t*, das im Samaritanischen mehrfach vor den
Verbalsuffixen erscheint und von mir im Lehrgeb. 2, S. 445 untersucht
worden ist, wird auch mit dem *t* zusammenhängen, das im Amhari-
schen (PRÄTORIUS, Die amh. Spr., S. 112. 117) hinter dem Suffix auf-
tritt, wie in *maharawat* „er erbarmte sich ihrer“, vgl. im Äth. z. B.
ʾemāntā, zentā, bōtā etc.

Werfen wir nach den mehrfach erwähnten Gesichtspunkten endlich auch auf den phönizisch-hebräischen Ast des semitischen Sprachstammes einen Blick, so beobachten wir folgendes: Zuerst was das Phönizische anlangt, findet sich in jüngeren afrikanischen Inschriften „Erweichung“ 5 der Gutturale, und in den neupunischen Inschriften, wie sie seit dem ersten Jahrhundert vor Chr. erhalten sind, tritt diese Abschwächung der Kehllaute erst recht hervor. „Da werden die Gutturale, die ihren wirklichen Laut eingebüsst hatten, in der Schrift vielfach vertauscht“ 10 (NÖLD., Die sem. Spr., S. 31). Ferner bei der Vergleichung des alttestamentlichen und des späteren Hebräisch zeigen sich z. B. folgende Erscheinungen.

Statt des schwierigen Kehlkopfdruckes γ wurde vielfach die leichtere Artikulation des κ oder π oder τ vollzogen, 15 wie statt des τ mehrfach ein π gesprochen wurde (SIEGFRIED-STRACK, Lehrbuch der neuhebr. Spr. und Litteratur 1884, § 10). Ferner die weit hinten im Rachenraum gesprochenen Gutturale γ und τ haben öfters sich in Palatale oder gar in assibiliierte Dentale umgewandelt, die weiter 20 vorn und daher mit weniger Anstrengung produziert werden (§ 11). Die Verba, deren dritter Stammkonsonant ein Spiritus lenis war, haben fast völlig eine Semivocalis als Schlusskonsonanten angenommen (§ 98). Aphäresis, Synkope und Apokope haben weithin an der Veränderung der 25 Wortkörper gearbeitet (§ 22—24). Die Zusammensprechung von Konsonanten schreitet fort (STEIN, Das Verbum in der Mišnasprache, S. 19). — Sodann im Vokalbereiche taucht für griechisches α doch auch blosses ϵ (z. B. $\kappa\alpha\lambda\omicron\nu$ = $\kappa\lambda\epsilon$) oder gar i auf (SIEGFRIED § 16). — 30 Der Ausdruck des Passivs durch innere Formgestaltung ist im Neuhebr. im Aussterben begriffen (STEIN, S. 8. 11 f.). Der Unterschied des Mask. und des Fem. in der 3. plur.

Impf. ist in der Mišna verschwunden (STEIN, S. 25). — Im Gebiete der Nominalflexion wird der Akkusativ der Relation zum neuen Nominativ (z. B. **אֹתוֹ הָאִישׁ** „was ihn anlangt, den Mann“ = selbiger Mann), wie auch das Genetivverhältnis durch vorausgehendes Pronomen possessivum samt folgendem Relativ ausgedrückt wird.¹ Weiter wird die Determination schon durch vorausgeschicktes Personalpronomen bewirkt,² und Voranstellung des Pronomen demonstrativum kommt, wie im Neuarabischen (s. o. S. 25 23), in Übung: z. B. **בְּזֶה הַסֵּפֶר** „in diesem Buche“ bei Ibn Ezra, Šachchoth, ed. LIPPMANN, fol. 7b.

Durch diese vier Gruppen von Beobachtungen scheint eine hinreichend tragfähige Basis für die Beurteilung der Richtung gewonnen zu sein, die das Wachstum des semitischen Sprachtypus mit dem Fortschritte der Zeit eingeschlagen hat.

Ehe wir aus diesen Erfahrungen, die bei der Vergleichung mehrerer, ihrem Ausgangspunkte nach wesentlich identischer, aber zeitlich sich einander sukzedierender Idiome gewonnen worden sind, einen Schluss betreffs der Entwicklungsrichtung des Semitischen überhaupt ziehen, muss erst noch eine Erkenntnis zum Ausdruck gebracht werden, die bei eben derselben Vergleichung sich nebenbei aufgedrängt hat. Nämlich hauptsächlich die Konsonanten, welche gleichsam die markanten Grundlinien im Typus einer Sprache bilden, haben nicht ganz gleichmässig vom mehrfach herrschenden

¹ **שְׁלַחוּ שָׁלֵחַ אֶחָד** „der Gesandte (Beauftragte) eines Menschen“ (Mišna Berakhoth 5 5); **נְבִיאָתוֹ שֶׁל יִרְמְיָה** (jerus. Gemara, Sanh. 11 7); **שְׁמוֹ שֶׁל מֶלֶךְ** „der Name des Königs der Könige“ (Sopherim 14 12); **בִּימֵיו שֶׁל עֲתַנְיָאֵל** „in den Tagen Othniels“ (Diqdûqê ha-šamim § 70); **חַיֵּיו שֶׁל רֹאבוֹן** „das Leben Rubens“ (Seder zolam zôta, ed. Joh. Meyer, S. 99).

² Z. B. **בְּאוֹתָהּ שָׁעָה** „in selbiger Stunde“ (BERACHOTH 5 3).

Zuge nach Erleichterung der Sprechthätigkeit sich hinführen lassen. Sie haben sich mehrfach auch zu Reflexen der Geistesart und der Landesnatur des betreffenden Menschenkreises ausgestaltet. Diese Nebenerkenntnis drängt sich hauptsächlich beim Aneinanderhalten des östlichen 5 Altsyrisch und des neusyrischen Dialektes auf, der nicht weit östlich davon seine Heimat besitzt und von NÖLDEKE im angeführten Buche beschrieben worden ist. Denn in dieser „im Alpenlande erwachsenen“ Mundart treten mehrfach solche Laute auf, die mit grösserer Luftmasse und 10 stärkerem Munddruck gesprochen werden, wie z. B. *q* für *k* (NÖLD., Neusyr. Gr. S. 39) und *ṭ* für *t* (S. 45. 152. 154. 156).¹ Auch erschallen da die unspirierte Laute *t* und *d* statt der spirierten (NÖLD. l. c., S. 31. 42).

Es muss aber als unwesentlich beurteilt werden, wenn 15 in derartigen Phänomenen dem in neueren Fortsetzungen alter Sprachen weithin angetroffenen Triebe, die Aussprache schwerer Konsonanten zu erleichtern, ein besonderer Gebrauch der Sprechwerkzeuge, der wahrscheinlich mit der Natur des betreffenden Landes und mit der Gesamtkultur 20 des betreffenden Volkes zusammenhängt, sich als hemmende Macht entgegenstellt. Ziehen wir aber auch diese und an-

¹ Im Ausdruck für „drei“ und in Zusammensetzungen desselben wird für altsyrisches *t* das bedeckte, emphatische *ṭ* gesprochen (= *Ṭ*, *ṭā*), zum Teil nur in Kurdistan (NÖLD., S. 152. 154. 156; MACLEAN § 26, vgl. beim letzteren in § 123 noch einige Fälle des Wechsels von *t* und *ṭ*). Bemerke noch, dass „in den kurdischen Gebirgen die Affrikation (= Assibilierung) des *l* (*t*) und *ṣ* (*d*) immer oder doch meistens aufhört“ (NÖLD., ZDMG 1882, S. 673), dass *ṣ* noch relativ (als *g*) „in Syrien vorwiegend bei den Bergbewohnern“ bewahrt wird (VOLLERS, ZDMG 1887, S. 373), und dass im Bergland *Tûr* *ô* in Silben erklingt, die in Mosul etc. *â* zeigen. Vgl. über landschaftliche Einflüsse weiter in m. Lehrgeb. 2, S. 455, sodass WUNDR'S Äusserungen (Völkerpsychologie I, 1, S. 397 f.) doch wohl zu modifizieren sein werden.

KÖNIG, Hebräisch u. Semitisch.

dere Sondererscheinungen von der Summe der Prozesse ab, die im geschichtlichen Leben der für unsern Zweck beobachteten Sprachen auftreten: so bleiben als Vorgänge, die ganz oder fast allgemein im Leben ebenderselben Sprachen sich
5 abspielen, folgende übrig: Vereinfachung der schwierigen Kehlartikulationen zum blossen Spiritus lenis und vielfache Vernachlässigung dieses letzteren, ein steigender Grad von Übergehung der Nasenartikulation, Erleichterung der Lippenartikulation *u-w* zu der Gaumenartikulation *i-j*,
10 Jotacierung sowie überhaupt Mouillierung von Konsonanten,¹ Erhöhung des reinen *a* zu *ä* oder gar *i*, Zerdrückung von *i* und *u*, Monophthongisierung von Doppelvokalen (weitere Verdampfung der daraus entstandenen *ê* und *ô* zu einer unreinen Nuance von *î* und *û*),
15 Vernachlässigung auslautender Vokale, Zurücktreten des Duals und der Modi in der Verbalflexion, endlich ebendesselben Duals und der Kasusendungen in der Nominalflexion.

Ebenso selten, wie dieses, dass Wörter hinsichtlich des Vokalauslautes wuchsen, indem z. B. *sono*, *giardino* etc. (s. o. S. 19 35 ff.) durch
20 Analogiewirkung entstanden, ist die Erscheinung, dass Flexionsendungen ihre Gebrauchssphäre erweitern, wie im Amharischen solche Attribute, wie „des Königs“ oder „aus Abessinien“, gleich einem einheitlichen Nomen mit Endungen versehen werden (PRÄTORIUS, „Die
25 amharische Spr., S. 3 f.).

2. Finden wir nun die Erscheinungen, durch deren Auftreten sich gemäss der soeben angestellten Untersuchung

¹ G. STEINDORFF hat in BRUGSCH's Zeitschrift für die ägyptische Sprache etc. (1889), S. 106—110 nachgewiesen, dass Mouillierung auch beim Übergang des älteren Ägyptisch in den späteren saïdischen Dialekt aufgetreten sei, und dass in dieser Veränderung von altem *l* oder *r* zu *j*, die er S. 107—110 mit sicheren Beispielen belegt hat, uns einer der letzten kontrollierbaren Prozesse des ägyptischen Lautwandels entgentrete.

eine neue Epoche in der Geschichte einer Sprache anzukündigen pflegt, auch bei der Vergleichung der altsemitischen Sprachen?

Von ihnen soll zunächst die altarabische Sprache ins Auge gefasst werden.

5

Ihrer Betrachtung muss ein Wort über Herkunft und Begriff des Altarabischen vorausgeschickt werden, weil KARL VOLLERS diese beiden Gegenstände in seiner Abhandlung über „Arabisch und Semitisch“ (Zeitschrift f. Assyr. 1894, S. 165 ff.) genauer präzisieren wollte. Sein Schlusssatz lautete: „Soviel dürfte schon jetzt sicher sein, dass 10 der Glaube an die Sprache der Kureiſiten¹ als die Grundlage der arabischen Schriftsprache nur ein schöner Traum ist.“ Das war nichts Neues. Denn schon NÖLDEKE, Die sem. Sprachen, 1. Aufl. S. 47 hatte mit dem grössten Nachdruck die Meinung bekämpft, dass „die arabische Sprache als koraischitischer Dialekt zu bezeichnen“ sei. Etwas 15 Neues aber war es, was VOLLERS im Unterschied von NÖLDEKE über die Entstehung der arabischen Schriftsprache meinte. NÖLDEKE nämlich hat (a. a. O., S. 44—46) die These verteidigt, dass die altarabische Sprache diejenige war, die im eigentlichen Arabien schon im 6. Jahrhundert weit und breit in wesentlicher Einheit herrschte, und dass 20 „noch 200 Jahre nach Muhammed alle Beduinen des eigentlichen Arabien, einzelne entlegene Gegenden abgerechnet, als Inhaber dieser reinen „arabischen“ Sprache gegolten haben.“ Aber VOLLERS hat die Meinung ausgesprochen, dass „nicht nur der Zufall, sondern zum Teil berechnende Auswahl und Künstlichkeit den Charakter dieser 25 Sprache bestimmt haben“. Denn, so sagte er, „sowohl der Reichtum der arabischen Schriftsprache an eigenartigen, anscheinend nur ephemeren Lauten, als auch der gemischte Charakter derselben lege diese Vermutung nahe“ (S. 217).

Was meinte er damit?

30

Nun zunächst mit den ersterwähnten Ausdrücken „Reichtum an eigenartigen, anscheinend nur ephemeren Lauten“ meinte VOLLERS S. 216 f.) „die charakteristischen Laute der arabischen Schriftsprache, die Interdentale² und das laterale z, die jetzt entweder ganz untergegangen oder auf ein verhältnismässig kleines, meist nomadisches 35 Gebiet eingeschränkt sind“, und über die er weiter bemerkte: „Dass

¹ Ich schalte ein: vgl. z. B. FREYTAG, Einleitung in das Studium des Arabischen (1861), S. 48 gegen Ende.

² Als Interdentale bezeichnete VOLLERS die assibiliierten Dentale ث (t = engl. th) etc.

- sie auch früher keine weite Verbreitung gehabt haben, schliesse ich aus dem Gange der phonetischen Überlieferung, die schon im Mittelalter die Kunde von dem ursprünglichen anerkannten Werte nicht nur der genannten Laute, sondern auch des ق und der Erscheinung des 5 اطباق¹ verlor und unter lokalen Einflüssen sich umgestaltete.“ Aber die hierin behaupteten Erscheinungen können nicht das darauf gebaute Urteil tragen. Denn VOLLERS muss ja selbst erwähnen, dass die dem Schriftarabischen eigentümlichen Laute in einem „meist nomadischen Gebiete“ sich erhalten haben. Er beweist also selbst indirekt, dass die 10 arabische Schriftsprache ihren nächsten Quell im Beduinearabisch hatte. Wenn aber ausserhalb jenes „meist nomadischen Gebietes“ die Laute, die dem Schriftarabisch eigentümlich sind, sich verloren haben, so folgt daraus nur, dass die altarabische Aussprache sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach erleichterte.
- 15 Sodann das andere Moment des oben zitierten Gesamturteils von VOLLERS über die arabische Schriftsprache, nämlich „der gemischte

¹ Der da von VOLLERS erwähnte 'Ibbāqun ist das „Bedecken“, die bedeckte Aussprache, d. h. die Hervorbringung von Lauten mit emporgehobener und darum den Gaumen bedeckender Zunge, wie ich die Ansichten DE SACY's und WALLIN's (ZDMG 1858, S. 612) vermitteln zu können meine. مطبقة *mutbaqatun* oder bedeckte, geschlossene Laute sind q, ط, ت, ز, س und د. Die Eigenart der Produktion dieser Laute beschreibt VOLLERS selbst in seinem Lehrb. etc. § 3 beim س so: „s wie s, aber mit der O-Stellung der Lippen zu sprechen; dieser ursprüngliche Unterschied wird im gewöhnlichen Leben oft nicht beobachtet.“ Auch bei د bemerkt er: „ursprünglich emphatisches d, wird aber in der Umgangssprache oft nicht von d unterschieden“. Also er erkennt selbst die spezifische Hervorbringung, durch welche die erwähnten Laute von k, t etc. unterschieden werden, als die ursprüngliche an, und dies ist ja durch die allgemein semitische Verbreitung von k, t und s sicher gestellt. Ferner hat VOLLERS selbst in den zuletzt zitierten Worten die häufige Nichtbeachtung der eigenartigen Mundstellung, mit der die erwähnten Laute zu sprechen sind, auf den Gebrauch des „gewöhnlichen Lebens“ zurückgeführt, und es ist eine auch sonst zu beobachtende Erscheinung, dass die schwierigeren Artikulationen auch von den gebildeten Bevölkerungsklassen „im gewöhnlichen Leben“, d. h. beim bequemen Sprechen, vernachlässigt werden. Also ist die Nichtbeachtung des 'Ibbāq die sekundäre Erscheinung. Nicht aber trägt die altarabische Schriftsprache, so weit in ihr der 'Ibbāq beobachtet wurde, den Charakter der Künstlichkeit.

Charakter derselben“ soll so begründet werden (S. 217): „Ich habe bereits angedeutet (S. 173 f.), dass die sabäischen Stämme bei dieser bewussten Auslese oder natürlichen Zuchtwahl eine wichtige Rolle gespielt haben. Die jetzige Verbreitung des ح = d² redet in dieser Hinsicht deutlich genug. Bei der Bestimmung des Lautwertes von ق scheint im Gegenteil das Nordarabische gesiegt zu haben, aber nach dem Erlöschen der ältesten Überlieferung drängte sich der (wie ich glaube) jemenische Lautwert (ق = k²) wieder vor und wurde wie andere unklassische Laute aus der jüngeren Überlieferung in die arabische Philologie der Europäer übertragen.“ Ich kann diesen Hinweisen und speziell, was über ق gesagt ist, nicht die Sicherheit oder Tragweite zusprechen, dass durch sie die Vorstellung unmöglich gemacht würde, die Laute der arabischen Schriftsprache seien in einem wirklich existierenden, bei den Beduinen weithin gesprochenen Dialekte vereinigt gewesen. Diese Laute brauchen kein Gemisch zu sein.¹

Andere Vermutungen, die VOLLERS über die Irrealität von Charakterzügen des Schriftarabischen ausgesprochen hat, sind von NÖLDEKE in der Zeitschr. f. Assyriol. XII (1897), S. 171 ff. beleuchtet worden. Er sagt da z. B.: „Mir ist es sehr unwahrscheinlich, dass Muhammed im Koran eine ganz andere Form der Sprache angewendet hätte, als die in Mekka übliche, dass er namentlich aufs sorgfältigste die Kasus- und Modusendungen (إعراب) angebracht hätte, wenn sie seine Landsleute nicht gebrauchten“ (S. 173). „Erinnere ich mich recht, so hat schon J. D. MICHAELIS die Ansicht, dass der ganze, in der Konsonantenschrift wenig hervortretende 'I'rāb eine künstliche Erfindung sei, durch den Hinweis auf ابا, ابى, ابو und ähnliches widerlegt.“ „Besonders wichtig ist es, dass das Äthiopische beinahe eben die Fülle inlautender kurzer Vokale zeigt, welche WETZSTEIN und VOLLERS beim klassischen Arabisch nicht als urwüchsig anerkennen mögen, da sie den modernen Dialekten verloren gegangen sind“ (S. 174). „Die Ächtheit des Tanwīn ist übrigens schon durch die genau entsprechende, aber ursprünglichere Mimation des Sabäischen gesichert“ (S. 175). „Übrigens haben sich vom Tanwīn auch noch heutzutage einige Spuren erhalten“ (S. 178).

Zunächst das Altarabische besitzt einerseits im Konsonantismus die meisten feinen Unterscheidungen benachbarter Artikulationen, und dieselben erweisen sich durch ver-

¹ Den ursprünglichen Laut des ق habe ich schon in meinen Äthiopischen Studien, S. 28—31 untersucht.

schiedene Thatsachen und hauptsächlich dadurch als primär, dass mittelst ihrer verschiedene Begriffe lautlich aus einander gehalten werden, deren Verkörperungen in andern semitischen Dialekten nicht mehr unterschieden sind.

5 Denn z. B. die Existenz eines doppelten ç , also des h und des ḥ , ergibt sich für das Altarabische aus dem Minäo-Sabäischen, dem Äthiopischen und dem Hebräischen. Denn schon die minäo-sabäischen Inschriften besitzen ein doppeltes Zeichen für das gutturale Reibungsgeräusch, eines

10 für ch (h) und eines für kh (ḥ).¹ Diese zwei Laute wurden bei der ebendort (S. 17—19) beleuchteten Umbildung des minäo-sabäischen Alphabets in das Alphabet der Ge'ez-Inschriften und -Literatur durch zwei noch mehr verschiedene Buchstaben (ሐ und ከ) angezeigt. Dadurch ist es

15 überaus wahrscheinlich gemacht, dass auch das Arabische, welches mit der sogenannten kufischen Schrift geschrieben wurde, jene beiden Laute besass und sie nicht erst erhielt, als in der sogenannten Neski-Schrift die beiden Laute durch den diakritischen Punkt als ع und ح unterschieden

20 wurden.² Ebendies wird von seiten des Hebräischen erwiesen. Denn dieses besass ein Verb $\text{chal}(l)$ in ganz verschiedener Bedeutung. Von dem einen kam chālāl „preisgegeben, entweiht“ (Hes. 21 30), und von dem andern kam chālāl „durchbohrt“, oder chālīl „Durchbohrtes“ x. ä. =

25 Flöte. Darnach wurden wahrscheinlich zwei $\text{chal}(l)$ in der Aussprache unterschieden, die dem arabischen ḥalla (solvit) und halla (perforavit) entsprachen, wie letzteres auch in

¹ Über die Herausbildung dieser Zeichen aus den altsemitischen Schriftzeichen vergleiche man meine autographische Schrifttafel und meine Darlegung in den „Äthiopischen Studien“ (S. 14—17).

² Wie man dies z. B. auf der grossen Schrifttafel von J. Euting sehen kann, die BICKELL-CURTISS's Outlines of Hebrew Grammar beigegeben ist.

dem äth. Worte ስለት: *hellat* „Hohles x. ä. = Rohr“ existiert. Diese Annahme wird auch dadurch unterstützt, dass das hebr. ה in der Septuaginta teils bloss durch Spiritus lenis und teils durch χ wiedergegeben ist, und dass mit dem einen hebr. Buchstaben ף nach dem Zeugnis der Septuaginta mehrere Lautnuancen bezeichnet wurden, vgl. z. B. עמלק, עבר und ענה mit Ἀμαλὴκ, Ἐβερ und Ἑνᾶ. 5

Andererseits hat das Altarabische noch nicht die wesentlichsten von den Erscheinungen, die oben (S. 34 5 ff.) als Merkmale neuer Sprachperioden aufgezählt worden sind. 10 Vielmehr besitzt es fast vollständige Unversehrtheit des Spiritus lenis sowie des Nasals und eine weitreichende Selbstbewahrung des *u-w* gegenüber *i-j*. Ferner hat es, selbst wenn die Abwesenheit der Mouillierung und der Vokalerhöhung, bezw. Vokalzerdrückung ihm nicht bestimmt 15 zugesprochen werden könnte, noch die ursprünglichen Diphthonge. Nicht minder besitzt es vokalische Auslaute an der 3. sing. masc. Perf. sowie Impf. etc. und infolge dessen noch die unzerdehnte Form der einfachsten Nomina. Ferner findet man in ihm eine Ausprägung des passiven Sinnes 20 vieler Verbalstämme durch inneren Vokalwechsel, die wegen der Zusammenstimmung des tiefen Eigentones des *u* mit dem Gedrücktsein des Leidenden als der schöpferischen Periode des Sprachlebens nahestehend anzusehen sein dürfte. Endlich hat es eine besondere Bezeichnung der 3. plur. 25 fem. Perf. (durch *na*), eine ausgedehnte Beachtung des paarweisen Auftretens von Subjekten¹ und den weitesten Gebrauch der Modi sowie der Kasusendungen.

¹ FRIEDR. MÜLLER, Der Dual in den semitischen Sprachen (Sitzungsberichte der Wiener Akad. 1875, S. 449 ff.): „Die semitische Ursprache scheint den Dual in dem Umfang gekannt zu haben, wie ihn das Arabische darbietet, und die übrigen semitischen Dialekte dürften erst nach und nach mit dem immermehr um sich greifenden lautlichen

Auch das Äthiopische gehört zu den fünf Hauptstäben des semitischen Sprachstammes. Denn soviel es auch mit dem Arabischen gemeinsam hat, so unterscheidet es sich von ihm doch z. B. durch die pronominalen Gebilde *we'ëtü* 5 „er“, *za* „der = welcher“, etc., die Bildung der Verbalstämme und -modi (*jeqátel* = Indikativ; *jéqtel* = Subjunktiv), durch das Afformativ in *qatalkú*, durch die maskuline Pluralendung *ân*, das Zahlwort *kel'ê* „zwei“, die häufig am Nominativ auftretende Endung *û*, die wahrscheinlich aus dem Pronomen 10 der 3. Person erwachsen ist.

Dieser äthiopische Sprachast besitzt noch die meisten alten Unterscheidungen im Konsonantenbereiche, denn er hat ein *ch* (*h*) und ein *kh* (*h*) etc., hat den Spiritus lenis kaum hie und da vernachlässigt, den Nasal intakt gelassen 15 und das *u-w* noch strenger aufrecht erhalten gegenüber *i-j*, als das Altarabische. Das Äthiopische besitzt auch Diphthonge neben Monophthongen sowie vokalischen Auslaut an der 3. sing. masc. Perf. und anderwärts, nur wird das Passiv ganz durch ursprünglich reflexive Verbal- 20 stämme vertreten. Ferner beachtet das Äthiopische noch das feminine Genus bei der 3. plur. Perf. durch Anfügung der Endung *â*, während Dualformen im verbalen Bereiche schon fehlen. Sodann kennzeichnet es durch besondere Endungen zwar nicht den Casus rectus des unbeschriebenen 25 Nomen, aber dessen hauptsächlichsten Casus obliquus, also den Akkusativ. Nur wurde dieser als Casus relationis zum absoluten Akkusativ und daher (ausser der hauptsächlich an Eigennamen erscheinenden Akkusativ-Endungs-Form *hâ*)¹ zur repräsentierenden Form überhaupt beim beschriebenen

Verfalle von dem Standpunkt der alten Sprache abgekommen sein“ (S. 460).

¹ DELLMANN, Grammatik der äthiopischen Sprache, 2. Aufl., herausgegeben von Carl Bezold (1899), § 143, S. 285.

Nomen, d. h. beim sogenannten Status constructus. So bahnt im Äthiopischen sich schon diejenige verallgemeinerte Geltung des Akkusativs an, die in jüngeren Phasen anderer Sprachen einen so weiten Bereich erlangt hat. Daneben findet sich auch schon viel Umschreibung des Genetiv (DILLM. § 145) 5 und des Akkusativ (§ 172). Die im Arabischen vorhandene Kollektivbildung besitzt es ebenfalls noch in weitem Umfang, aber die Determiniertheit versucht es schon durch angehängtes Personalpronomen, das als Hervorhebungspronomen fungiert, zu markieren¹: *be'esî-hû* „Mann — (von sich =) er“ 10 d. h. „der Mann“, worin überdies Überwucherung des Gebrauchs des Pronomen suffixum gegenüber dem Pronomen separatum sich zeigt.

Mit dem Äthiopischen — und mit dem Minäo-Sabäischen² — ist die semitische Sprache, die in den assyrisch-baby- 15 lonischen Keilschriften versichtbart ist, z. B. in folgenden Beziehungen verwandt: Beiden Sprachen eignet erstens eine besonders reiche Verbalstammbildung, die übrigens wahrscheinlich als Überwucherung (man denke an das doppelte Stammbildungselement von Kausativen im Äthiopischen) und 20 als schematische Durchführung von Gestaltungsprinzipien anzusehen ist. Beide Sprachen besitzen sodann den Gaumenlaut in der Personalendung der 1. sing. Perf.: vgl. äthiop. *qatalkû* — auch im Südarabischen nach arab. Überlieferung (HOMMEL § 31) — mit assyr. *kašdâk(u)*. Weiter haben 25 beide genannten Sprachen feminine Formen für die 3. plur. Perf. mit der Endung *â* — auch im Minäo-Sabäischen wahrscheinlich (HOMMEL § 32) — sowie für die 3. und 2. plur. Imperf. mit der Endung *â*, woneben im Assy. an der

¹ Auch im Südarabischen? Bejaht wird diese Frage durch WINCKLER, verneint durch PRÄTORIUS in ZDMG 1899, S. 1—5.

² Vgl. HOMMEL, Südarabische Chrestomathie (1893), § 21—26.

3. plur. auch *āni* vorkommt.¹ Beide haben ferner neben dem Indikativ Imperfecti den Subjunktiv — im Minäo-Sabäischen lässt es sich beim Mangel der Vokalisierung nicht erkennen (HOMMEL § 41). Ebenso besitzt im Gebiete
 5 der Nominalbeugung gleich dem Minäo-Sabäischen (HOMMEL § 62) das Assyrische noch die Mimation und zeigt das Assyrische noch in weitem Umfange die Endungen *u* für den Nominativ, *i* für den Genetiv, *a* für den Akkusativ, oder, was viel mehr zu betonen ist, neben dem Altarabischen,
 10 Sabäischen, auch Äthiopischen und Tigrīna² gehört das Assyrische zu dem Kreise semitischer Idiome, die entweder regelmässig oder doch in weitem Umfange den Vokalauslaut auch noch am unsuffigierten und unbeschriebenen Nomen, dessen sogenanntem Status absolutus, besitzen³.

15 Versucht man nun die Eigenart des Assyrischen im Hinblick auf die hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte zu charakterisieren, so ergibt sich folgendes Bild.

Das Assyrische besitzt allerdings Unterscheidung des glatteren und des rauheren Engelautes der Kehle (*ch* = *ḥ*
 20 und *kh* = *ḫ*), aber daneben sind „im assyr. Spiritus lenis das hebr. א, ה, ו (d. i. der glattere gutturalische Engelaute = arab. ح) und פ (arab. ع) sowie צ (arab. غ) zusammengefallen⁴“. Die Produzierung des dentalen Nasal hat man

¹ F. DELITZSCH, Assyrische Lesestücke, 4. Aufl. (1900), S. X.

² DILLMANN, Bemerkungen zur Grammatik des Gezez etc. (Sitzungsberichte der Academie zu Berlin) 1890, S. 3. 6 f.

³ Die Beweisführung siehe in m. Äth. Studien, S. 75—77.

⁴ F. DELITZSCH, Assyrische Grammatik (1889) § 42. — Dass der Laut des *zain* sich einst auch im Assyrischen vorfand, hat O. E. LINDBERG, Vergleichende Gram. der sem. Sprachen 1 (1897), S. 20 scharfsinnig aus dem *e* von *bēlu* (= *baslun*) und *tēmu* (= *tasmun*) erschlossen. — Übrigens gerade in palästinischen Eigennamen ist silbenanlautendes *v* in den keilinschriftlichen Texten als *ch* wiedergegeben (vgl. H. ZIMMERN in ZDPV 1891, S. 138).

sich sehr oft erlassen (§ 49). Der Laut *u-w* ist im Anlaut durchaus sogar zu Spiritus lenis geworden, und die Verba mit *u-w* als drittem Stammkonsonant sind schon ganz wie Verba mit auslautendem *i-j* behandelt (§ 41). Das *a* ist vielfach zu *è* verbreitert (§ 32—34), wie auch zu *i* erhöht (§ 35). Der Diphthong *au* ist nicht bloss zu *ô* kontrahiert, sondern bis zu *û* verdumpft, und *ai* ist „wahrscheinlich“ stets monophthongisiert und weiter das so entstandene *ê* zu *î* erhöht worden (§ 31). Viel Übergehung von Vokalen, sogar von langen, ist durch Bildung von Konsonantenkomplexen, 10 was man „Synkope“ zu nennen pflegt, herbeigeführt worden (§ 37), und anlautende sowie hauptsächlich auslautende Vokale zeigen sich viel vernachlässigt, z. B. bei der 3. sing. masc. Perf. *kašad*.

In der Verbalbildung des Assyrischen überwucherte 15 der Gebrauch der Aussprache, die ursprünglich beim Perfektstamm des Zustandsverbum angewendet wurde (z. B. *kašid*), den Gebrauch der Vokalisation, die den Thatverbis von vorn herein eigentümlich war (z. B. *kašad*), und daher zeigt sich im Imperfektstamm sehr häufig der Vokal *a* (z. B. 20 *ikāšad*; *ikšad*) neben *u* (z. B. *ikšud*), das nur bei den „meisten starken Verba“ auftritt.¹ Das Assyrische besitzt sodann keine Passivstämme mit innerem Vokalwechsel (Del. § 83), sondern lässt Reflexivformen auch die Funktion des Passivum verwalten². In der Einzelausgestaltung des Verbum 25 fehlen die Dualformen.

¹ F. DELITZSCH, Assyrische Lesestücke, 4. Aufl. (1900), S. XI.

² J. D. PRINCE, Commentary on the Book of Daniel (1899), S. 232 hat mich nicht davon überzeugt, dass im Assy. die Ausprägung des Passivs durch innere Vokale sich nur noch nicht entfaltet habe („not developed“). Von den Beispielen von „passive participle“, die er anführt, nämlich *šaṭīr* „geschrieben“ und *šapûχ* „gestreut“, ist das letztere eben eine Spur von der Symbolisierung des Passivs durch den gedrückten *u*-Laut (s. o. S. 6 24 39 22).

In der Nominalflexion endlich ist das Bewusstsein von der indeterminiert machenden Funktion der Mimation, die wohl ursprünglich mit dem isolierenden *m(a)*¹ zusammenhängt, verloren gegangen, und ein neues Mittel der Determination auch nicht gewählt worden, sodass „*ilum* und *ilu* sowohl der Gott als auch ein Gott“ ist (DEL. § 66). Ebenso finden sich von der Anwendung der oben erwähnten drei Kasusendungen „mannigfache und massenhafte Ausnahmen“, und „in den babylonischen Vokabularien findet sich der
10 *i*-Vokal gern für den Nominativ“ (ebenda). Endlich zeigt sich auch viel Umschreibung des Genetivs durch das Relativpronomen, zum Teil auch sogar mit voraufgehendem Pronomen possessivum (§ 58. 123).

Das Althebräische zeigt erst noch wenige Spuren
15 davon, dass Kehllaute ihre gesonderte Artikulation eingeübt haben. Die Übergehung der nasalen Artikulation ist im Hebr. häufig, wenn gleich das *n* als dritter Stammkonsonant noch etwas fester seine Existenz gewahrt hat, als im Assyrischen. Das Hebr. hat freilich in grossem Umfange die
20 Erleichterung des labialen Semivokal *u-w* zum palatalen *i-j* erfahren, nur dass es das *u-w* auch sogar als ersten sowie dritten Stammkonsonanten in nicht wenigen Spuren noch zeigt. Auch das anlautende *u-w* ist im Hebr. wesentlich bloss zum leichteren *i-j* und nur ganz selten —
25 gegenüber dem Assyrischen (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 460) — zum Spiritus lenis geworden. — Im Vokalbereiche² steht die Herabdrückung des *â* zu *ô*, der nur die spät in der Litteratursprache auftretenden Wörter (*kethâb* etc.) entgangen sind, im Parallelismus zur Herabdrückung des

¹ Siehe die Diskussion in m. Lehrgeb. 2, S. 431!

² Der Zuverlässigkeitsgrad, der dem überlieferten Vokalbestand des Hebr. zukommt, ist in meinem Lehrgeb. 2, S. 343—364 untersucht worden.

ostaramäischen *â* zu westaramäischem *ô*. Solches althebräisches *ô*, das auch zum Teil schon durch den Vokalbuchstaben *י* angezeigt ist (vgl. die Inff. abs. und Partizipien), ist demnach sekundär gegenüber dem arab. etc. *â*. Imälierung des *ä*, Zerdrückung des *i* und *u*, Vereinfachung der Diphthonge, Verschweigung der Vokaltöne im Auslaute sind ferner in weitreichender oder ganz umfassender Weise charakteristisch für die überlieferte Gestalt des Althebräischen. 5

Entscheidender wieder, weil von der Überlieferung der althebräischen Sprache noch weniger abhängig, sind für die Ermittlung des Punktes, den das Althebräische im Entwicklungsgange des semitischen Idioms bezeichnet, folgende zwei Thatsachen: Zunächst in der Verbalflexion lässt sich Ersetzung des Passivs durch reflexive Formen beobachten (m. Syntax § 95). Ferner wird in derselben Sphäre sowohl die Ausprägung des femininen Genus bei der 3. plur. Perf. als auch überall die Unterscheidung des Dual vermisst. Sodann am Nomen finden sich die alten Kasusendungen *u* und *i* nur noch in seltenen Fällen (am zusammengesetzten und beschriebenen Worte, bewahrt durch die enge Wortverbindung, wie mein Lehrgeb. 2, S. 432f. an allen Fällen zeigt), und dabei lässt sich auch kein Bewusstsein der ursprünglichen gesonderten Bedeutung von *u* und *i* spüren. Die Kasusendung *a* aber¹ existiert nur beim adverbial 15 20

¹ Ebendieselben Endungen *u* und *i* (vielleicht auch *an*) zeigen sich auch im Phönizischen (STADE, Erneute Prüfung etc. in „Morgenländische Forschungen etc.“ 1875, S. 193). Übrigens sind die hebräischen Endungen *ô*, *î*, *ä* nach aller Wahrscheinlichkeit wirklich die Reste von Kasusendungen. Man sehe den Nachweis in meiner Syntax § 268a. 269a. 272a und 287b, und auch seitdem scheint mir keine bessere Erklärung gegeben worden zu sein. Nämlich zunächst das *י* (*ô*), das in der Aussprache *u* oder *o* auch in nabatäischen Inschriften und bei arabischen Eigennamen sogar in nördlicheren Gegenden am Nominativ erscheint (NÖLDEKE, Die sem. Spr., S. 51 f.), wollte O. E.

gebrauchten Akkusativ und sonst noch mehrmals mit Verlust ihrer Bedeutung, wahrscheinlich sogar als emphatischer Nominativ. (Über die von CHWOLSON, Die Quiescentes נק, S. 484f. und von de LAGARDE, Übersicht etc., S. 20 behaupteten Spuren von Mimation im Hebr. siehe mein Lehrgeb. 2, S. 434).

Dagegen die Umschreibung des Genetiv durch das Relativ ist selten, und die Genetivumschreibung durch vorausgehendes Possessiv samt folgendem Relativ erscheint in der
10 alttestamentlichen Sprache entweder nur als Nachahmung eines volkstümlichen bzw. fremdartigen Dialektes (so vielleicht in Hohesl. 1 6 8 12; 3 7) oder als Vorbotin des Über-

LINDBERG (Vergleich. Gram. etc., S. 81. 97) für die verdunkelte Gestalt eines postfixen Artikels *ā* ansehen. Aber dann könnten wir dieses *o* doch nicht am Status constructus, wie in חַיִּי-אֶרֶץ (Gen 1 24) oder an Eigennamen erwarten, und giebt es auch überhaupt einen „postfixen Artikel *ā*“? Siehe darüber unten S. 50₁₀ ff! Ferner J. BARTH, ZDMG 1899, S. 598 sieht in jenem hebr. *ō* ein Gebilde nach Analogie der aus מִחַיִּי und מִחַיִּי ohne Grund, wie die in meinem Lehrgeb. 2, S. 178 f. beschriebene Entstehung von 'āchōth etc. zeigt, erschlossenen Formen מִחַיִּי, מִחַיִּי und מִחַיִּי. Aber die jetzt vielfach mit Recht zur Sprachklärung verwendete „Analogiewirkung“ muss auch einen rationellen Zusammenhang der betreffenden Gebilde zur Voraussetzung haben. Sonst bleibt der Rekurs auf „Analogiewirkung“ eine willkürliche Massnahme. Ausserdem bleibt es doch sehr gewagt, jenen *u-o*-Laut des Hebräischen von dem erwähnten *u-o*-Laut der nabatäischen etc. Inschriften zu trennen. Weiterhin meint BARTH, dass das hebr. *ī* auf Nachahmung von מִי etc. beruhe. Aber auch dieser Vorgang wäre unorganisch, weil der innere Anlass zu dieser Nachahmung fehlen würde. Ferner tritt auch dieses *ī* in der Verbindungsform der Wörter auf, und diese zeigt sich naturgemäss und thatsächlich, wie die Endung *ath* etc. lehrt, besonders zäh in der Bewahrung der Auslaute. Ausserdem würde durch diese Erklärung von BARTH jenes hebr. *ī* von dem *i* getrennt, das auch in nabatäischen Inschriften etc. das Genetivverhältnis anzeigt. Endlich krankten die Erklärungsversuche von LINDBERG und BARTH daran, dass, wie letzterer selbst S. 599 zugesteht, in dem mit *ō* und *ī* korrespondierenden *ā* ein Nachhall der Akkusativendung *an* oder *a* zu erkennen ist, die im Arabischen etc. angewendet wird.

ganges in das jüngere, vom Aramäischen nicht unbeeinflusst gebliebene Hebräisch (vgl. *לְמַסְתָּהּ וְנִי* etc. Num. 1 21—43; cfr. Esr. 9 1; Esr. 3 12; Hi. 29 3; Syntax § 284 a c d e). — Die Kollektivbildungen, die im Altarabischen und Äthiopischen vielfach die äussere Pluralbildung vertreten, sind 5 wie im Assyrisch-Babylonischen auch im Hebräischen nicht vorhanden. Die Determiniertheit wird, wie schon im Altarabischen, mit Hilfe eines Demonstrativlautes bemerkbar gemacht. Auch im Dual und Plural ist die Endung der abhängigen, daher öfter gebrauchten und 10 fester im Sprachbewusstsein haftenden Form (casus obliquus) zur Endung des neuen Nominativ geworden (vgl. arab. *aini* mit hebr. *aim* und arab. *ina* mit hebr. *im*).

Endlich das Altaramäische zeigt folgendes Gepräge.

In lautgeschichtlicher Hinsicht beobachten wir mehr- 15 fach den Übergang der schwierigeren oder kräftigeren Kehllaute in den leichteren Spiritus lenis und noch weit mehr finden wir den Übergang dieser letzterwähnten Kehlarthikulation in den wieder weniger anstrengenden Gaumensemivokal *i-j*: Verba tertiae נ (vgl. z. B. שָׁנָה in der Zengirli Hadad-In- 20 schrift, Z. 9) meist = verba tertiae ך. Während ferner die Überspringung der Nasenartikulation im Hebräischen und Aramäischen ungefähr in gleichem Masse geübt wurde, und auch der labiale Semivokal *u-w* als erster und zweiter Stammkonsonant sich in beiden Sprachen etwa gleich stark vor 25 der Erleichterung zum palatalen Semivokal *i-j* bewahrt hat, hat *u-w* als dritter Stammkonsonant schon in der ältesten uns bekannten Gestalt des Aramäischen dem bequemeren *i-j* vollständig den Platz geräumt¹. In vielen Fällen, und

¹ Formen mit ך fehlen in der Zengirli Hadad-Inschrift Z. 14 etc. (bei M. LUDZBARSKI, Handbuch der nordsemitischen Epigraphik 1898, S. 442). — Einen Ansatz zur Mouillierung bildet immerhin der nicht seltene Einschub eines unorganischen *j* z. B. im syr. *zešurjâ*, vgl. über

- zwar ohne dass, wie bei den hebräischen Nomina vom Typus *qat̄l*, der Trieb nach Zersprengung einer Doppelkonsonanz gewaltet hätte, ist *a* zu *e* erhöht,¹ wie auch *e* vielfach noch weiter zu *i* zugespitzt und *o* zu *u* verdumft worden ist.²
- 5 Während sodann die Diphthonge noch vielfach als unzerdrückte erschallen, haben auslautende Vokale die gleiche Vernachlässigung erfahren, durch die schon das Hebräische sich von der zuerst beschriebenen Trias altsemitischer Hauptdialekte unterschieden hat. Aber darüber hinaus sind im
- 10 Aramäischen auch im Innern der Wörter kurze Vokale offener Silben meist in den blossen Vokalanstoss übergegangen, vgl. arab. *qatala*, hebr. *qāṭal*, aram. *q̄tal* etc. (NÖLDEKE, Syr. Gram. § 43 A).

- In der Verbalflexion dürften schon folgende zwei Er-
- 15 scheinungen sekundär sein: die in allen vier vorher charakterisierten Hauptgestaltungen des älteren Semitisch vorhandene Stammbildung mittelst eines *n*, das präfigiert oder auch, wie im Assyrischen, infigiert wurde, fehlt, und die passive Stammbildung wird, abgesehen von gar nicht zahl-
- 20 reichen Resten,³ durch die Verbalstämme ersetzt, die mit *t* gebildet sind und nach aller Analogie zuerst reflexiven Sinn besaßen. Jedenfalls aber ist in diesem Gebiete die Ausprägung des Duals erst verloren gegangen, wie dieser

Mouillierung alles semitische Material in meinem Lehrgeb. 2, S. 474 f.

¹ Siehe über HELMHOLTZ oben S. 6. Anm. 2.

² „Zuspitzen“ ist zur Bezeichnung der höheren Potenz von „Erhöhung“ (nämlich des Eigentons der Vokale) von mir als der dem lautphysiologischen Vorgange entsprechendste gewählt worden, weshalb er den bei anderen Grammatikern gebrauchten Termini „abschwächen“ oder „verdünnen“ nicht von BARTE, ZDMG 1889, S. 182 einfach hätte koordiniert werden sollen. Für „zuspitzen“ empfiehlt sich auch „sublimieren“.

³ aufgezählt in meinem Lehrgeb. 2, S. 384 f.

Numerus auch beim Nomen im Aramäischen ungleich weniger seine Existenz bewahrt hat, als im Hebräischen, da er nur in einer ganz kleinen Anzahl von paarweise auftretenden Subjekten (zwei, zweihundert¹, Hände, Hörner, Zähne)² die Spur seines Daseins unverwischt erhalten 5 konnte. Die Kennzeichnung des femininen Genus einer 3. plur. Perf. ist noch mehrfach durch *â* oder *î* und beziehungsweise *ein* (*ân*) bewerkstelligt³, aber auch in den altaramäischen Dialekten erscheint das Streben zu so genauer Bezeichnung des Genus als erlöschend, und die zuletzt er- 10 wähnte Endung ist wohl zweifellos als von der 2. plur. fem. Perf. entlehnt anzusehen (vgl. weiter m. Lehrgeb. 2, S. 430), wie es doch keinem Zweifel unterworfen sein dürfte, dass das im Ostaramäischen als Personbezeichnung der 3. sing. masc. und 3. plur. Imperfecti meist auftretende *n* unur- 15 sprünglich ist und als relativ deutlicher Laut sich dem immermehr seinen semivokalischen Klang einbüssenden *i-j* substituierte (vgl. meine Untersuchung ebenda S. 421). Auch über den gemeinsamen Besitz des Semitischen an Tempusbezeichnungen ist das Aramäische durch seine vielfache 20 Verbindung von *le* (factum est, fuit) als eines Hilfsverbs (s. o. S. 24 22) mit dem Perfekt oder Imperfekt eines selbstständigen Verbs sowie durch die mehr und mehr um sich greifende verbale Verbindung des Partizips und des Pronomen personale weit hinausgeschritten. 25

Auch was die Nominalflexion anlangt, so hat schon

¹ LIDZBARSKI, Handbuch der nordsem. Epigr. 1898, S. 397 konnte aus den aram. Inschriften nur *תרין*, *תרין* und *כארתין* als Dualformen zusammenstellen.

² KAUTZSCH, Gram. des Biblisch-Aram. (1884), § 51; NÖLDEKE, Syr. Gram. § 71.

³ Aus den Inschriften verzeichnet LIDZBARSKI keine solchen Perfektformen.

KÖNIG, Hebräisch u. Semitisch.

das Altaramäische im Vergessen und Umdeuten der alten Kasusendungen einen Schritt über das Entwicklungsstadium des Althebräischen hinaus gethan. Denn es hat die Endungen *u* und *i*, die im Hebr. auch an unsuffigierten Nominibus noch mehrmals ihr Dasein beweisen, an solchen Nominibus ganz verloren. Bei suffigierten Nominibus allerdings, in denen der vokalische Nominalauslaut geschützt war, wird man ja wohl am richtigsten in den sogenannten Bindevokalen noch Spuren jener alten Nominalauslaute wie im Hebräischen so im Aramäischen erkennen. Das Aramäische hat auch die Akkusativendung (*an*, *ā*) in solcher Weise verwendet, dass man in ihr ein deutliches Symptom vom Übergang des Akkusativs zum absoluten Kasus wiederfinden muss (s. o. beim Neugriechischen etc., Neuarabischen etc., S. 15 31. 16 28. 19 26. 25 20. 32 3. 47 12). Möchte nun auch zwischen dieser von mir vermuteten umfangreichen Bewahrung der alten Akkusativform und deren neuer Verwendung, die übrigens auch schon im Altaramäischen von der sich selbst vergessenden Sprache keineswegs ganz festgehalten wurde, nicht bloss die Beziehung der Aufeinanderfolge, sondern die des Ideenzusammenhangs gewaltet haben: in jedem dieser Fälle würde immerhin schon die altaramäische Sprache an einem Merkmal fortgeschrittener Sprachentwicklung partizipieren. Denn wie die Verwendung eines Demonstrativs als eines „Artikels“ und das dominierende Hervortreten des Akkusativs als eines neuen Nominativs in den gleichen modernen Sprachen neben einander stehen (s. o. S. 15 31 etc. 20 20), so können auch die im Arabischen etc.¹ und Hebräischen auftretende Anwendung eines Deutelautes als „Artikels“ und der aramäische Gebrauch des

¹ Der Ausdruck der Determination in den lichjanischen Inschriften (von el-Öla in Nordarabien) ist im Lgb. 2, S. 369 untersucht.

Akkusativs als — determinierten — Nominativs die gleiche Etappe der Sprachgeschichte bezeichnen¹.

Das Altaramäische ist ja auch nicht bloss bis zu der Stufe fortgeschritten, wo der Akkusativ durch eine Präposition angezeigt wird², sondern bewegt sich schon deutlich ⁵ nach dem Punkte der Sprachgeschichte hin, auf dem das nähere und das entferntere Objekt immer weniger aus einander gehalten werden. Denn immer mehr zeigt es beide, also was wir Akkusativ und Dativ nennen, durch die gleiche Präposition *l* an, welche nur allgemein die Beziehung einer ¹⁰ Handlung auf eine Person oder Sache andeutet. In den Zengirli-Inscriften zeigt *l* nur den Dativ an, wie in „ich liess aufstellen diese Säule dem Hadad (*לְהָדָד*)“³; aber schon im Biblisch-Aramäischen zeigt ebendasselbe *l* oft den Akkusativ an (Dan. 2 10 etc.; siehe die Gesamtvergleichung ¹⁵ über dieses *l* in meiner Syntax § 289 m). Das Aramäische kennt ja ferner auch die Art, den substantivischen Akkusativ durch Voranstellung des entsprechenden Personalpronomens vor das Substantiv anzuzeigen, die oben S. 28 28 als im Tigrīna auftretend, demnach als eine unzweifelhaft se- ²⁰

¹ Eine Einzelbegründung dieser Herleitung des aramäischen Status emphaticus soll im Jahrgang 1901 oder 1902 des „American Journal of the Semitic languages etc.“ versucht werden.

² In den Zengirli-Inscriften ist der Akkusativ durch kein Zeichen angezeigt: vgl. Panammu, Z. 1. 3 (2 mal). 4 (2). 5 (2). 6. 7. 8. 9 etc., und es kommt nur *um* „eum“ in der Hadad-Inscr., Z. 28 vor, wie innerhalb des alttestamentlichen Aramäisch nur *um* Dn. 3 12 auftritt; aber *um* „eum“ etc. kommt öfter in den nabatäischen Inschriften vor (LIDZBARSKI, Handbuch etc. S. 452, Z. 2 v. o. etc.). *um* ist im Samaritanischen (PETERMANN, Gram. sam., p. 74) häufig und wird in den Targumen vielleicht aus Einfluss des Hebr. viel gebraucht, kommt im syr. A. T. nur zwölfmal vor (NÖLDEKE, Syr. Gram. § 287) und ist im übrigen aus der syrischen Litteratur fast völlig verschwunden.

³ Hadad-Inscript (abgedruckt bei LIDZBARSKI, Handbuch etc. 1898, S. 440—442), Z. 1 (vgl. weiter ebenda auf S. 300 f.).

kundäre Erscheinung des Sprachlebens erwähnt worden ist. Zum Schluss soll nur noch darauf hingewiesen werden, dass im Altaramäischen die Beziehung des beschriebenen Nomen zum beschreibenden, also die sogenannte Status-constructus-
 5 Beziehung, nicht etwa bloss schon oft durch ein folgendes Relativum¹, sondern auch schon durch die Voraussendung des entsprechenden Possessivpronomen (Dan. 2 20 etc. [meine Syntax § 284 e]; Matth. 1 1 etc. Pešîṭā) angezeigt wurde.

3. Rückschluss auf die relative Altertümlichkeit
 10 der altsemitischen Sprachen und die historische Stellung des Hebräischen.

Schon bei der kurzgefassten, auf Grundlinien sich einschränkenden Charakteristik der fünf älteren Hauptausgestaltungen des semitischen Idioms meine ich im Laut- und
 15 Formenbestand des Altarabischen solche Züge aufgewiesen zu haben, dass an ihnen nach der Analogie sonstiger zweifelloser sprachgeschichtlicher Weiterbewegung die altarabische Sprache als die relativ unversehrteste Ausprägung des älteren Semitisch zu erkennen ist. Deshalb meine ich,
 20 auf einem neuen Untersuchungsgange zu einer haltbaren Basis für das Urteil vorgedrungen zu sein, dass die altarabische Sprache in der ältesten Reihe von Ausprägungen des Semitischen noch verhältnismässig die meisten von den Charakterzügen reflektiert, die dem semitischen Idiom seine
 25 Eigenart gegenüber andern Haupttypen der Menschensprache verliehen.

¹ In den Zengirli-Inschriften ist das Genetivverhältnis so angezeigt: α) durch den blossen Status constructus in Hadad-Inschr., Z. 1 (2 mal) etc.; Panammu-Inschr. Z. 1. 2 (2). 3 (2). 5 (2). 7 (2). 8. 10 etc.; Bau-Inschr., Z. 2 etc. — β) durch ך in חר ך חר „Höhle eines wilden Tieres“ in der Hadad-Inschr., Z. 27, wenigstens nach D. H. MÜLLER, WZKM 1893, S. 121, während bei ŁOZBARSKI dort Punkte stehen. Letztere Art, das Genetivverhältnis auszudrücken, ist im Biblisch-Aramäischen häufiger. — γ) durch ם in den Nerab-Inschriften 1, Z. 1; 2, Z. 1.

Infolgedessen bekenne ich mich jetzt noch ruhiger, als schon früher, zu der Ansicht, dass das Altarabische für eine Ausgestaltung des Semitischen zu halten ist, die den ursprünglichen Typus des Semitischen noch relativ vollständiger bewahrt hat, als speziell das Althebräische. Daraus ergibt sich aber die wichtige Konsequenz, dass die historische Spracherklärung in der hebräischen Grammatik von den in jedem Falle entsprechenden Formen des Altarabischen, Äthiopischen, Assyrischen auszugehen und nicht umgedreht vom Hebräischen zum Altarabischen etc. hinzu- 10 schreiten hat.

Diese Ansicht über die Stellung des Altarabischen innerhalb des Semitischen und speziell gegenüber dem Hebräischen ist, wenn auch immer ohne methodisch durchgeführte Begründung, im wesentlichen richtig von einer ziemlichen 15 Reihe von Sprachforschern ausgesprochen worden. Freilich sind dabei nach meiner Ansicht nicht wenige Übertreibungen und Inkonssequenzen aufgetaucht, wie der im folgenden versuchte geschichtliche Überblick lehren dürfte.

Dass zunächst die Araber selbst auf den Adel ihrer Sprache stolz 20 waren und ihre Grammatiker, obgleich sie zum Teil andere Sprachen kannten¹, doch „das Licht, durch welches sie dunklere und problematische Partien ihres Sprachschatzes beleuchten, in der Wüste bei den die edlere Sprachform bewahrenden Beduinen fanden“¹, beruhte gewiss in erster Linie auf der Höhe ihres Nationalbewusstseins, kann aber 25 zugleich durch einen richtigen sprachvergleichenden Instinkt angeregt worden sein. Sodann jüdische Grammatiker des Mittelalters benützten zwar die arabische Sprache zur Beleuchtung des hebräischen Idioms, aber sie waren dabei von dessen höherer Altertümlichkeit überzeugt, wie weiter unten (S. 113 29 ff.) nachgewiesen werden soll. Nachdem aber 30

¹ IGNAZ GOLDZIEHER, Tanchûm Jerusalmi, S. 12 und Anm. 2: „Rašîd-ud-dîn war ein Kenner der hebräischen Sprache und Abû-l-Alâ Hasan ut-Tanûchi († 180 der Hegra) las, schrieb und sprach die syrische Sprache“.

mit der Wiedergeburt der Wissenschaft überhaupt ein gründlicheres Studium der altsemitischen Sprachen erwacht war, ist es insbesondere ALBERT SCHULTENS gewesen, der bei der Untersuchung des Verhältnisses der altsemitischen Dialekte eine „sororia connexio“ derselben
 5 erkannte¹ und die Hoffnung aussprach, dass die Folgezeit die „origines“ der hebräischen Sprache „in dialectorum fundo sororio indagaturum esse“ (p. CLXI). Wenn nun dadurch das Problem noch nicht voll gelöst war, sondern es sich weiter frug, welche von den Schwestern, die er richtig in den semitischen Dialekten fand, sich im Getriebe
 10 des Daseins sozusagen am besten konserviert habe: so liegt eine Beantwortung dieser Frage darin, dass er auf p. CLXII sagte, die von Abrahams Sohn Ismael ausgegangenen „coloniae Arabiae“ seien „tam antiquae linguae tenaces, ut non de vano glorientur Meccae et Medinae possessores, Muhammedem ipsa dialecto Ismaelis consignasse
 15 Alcoranum seque etiamnum eundem florem honoremque illibati sermonis retinere“. Zwar hat er also nicht gemeint, dass der Qor‘ân in der Sprache Sems geschrieben sei, hat also Ursemitisch und Altarabisch nicht identifiziert. Aber er überschätzte doch schon in den angeführten Worten die Ursprünglichkeit des Altarabischen (s. u. S. 62 22 ff.
 20 z. B. über die Aussprache der Präposition *bî*), und noch weniger richtig war, was er über die semitischen Sprachen überhaupt betreffs ihres Verhältnisses zum Hebräischen sagte. Er verwarf nämlich ausdrücklich die Meinung, dass neben der hebräischen Sprache „Arabicam dialectum esse degenerem“ (p. CLXIV), oder überhaupt die semi-
 25 tischen Idiome „dialectos vel degeneres esse, vel novicias“ (p. CLXVI).

Ein Herold der von SCHULTENS ausgesprochenen Anschauungen war hauptsächlich NIC. WILH. SCHRÖDER², den z. B. auch HERDER in seinen „Briefen, das Studium der Theologie betreffend“ (1780) erwähnte. In den Bahnen dieser Männer schritt zunächst WILH. GESenius weiter,
 30 wenn es auch nur zu leicht begreiflich ist, dass in seiner Beantwortung dieser schweren sprachgeschichtlichen Frage sich manche Schwankungen zeigen³. Die richtige Theorie wurde auch von HERM. HUPFELD und

¹ SCHULTENS in seiner Praefatio zu Erpenii grammatica arabica 1748, also nur zwei Jahre vor seinem Tode.

² SCHRÖDER, Institutiones ad fundamenta ling. hebr. (1766 u. ö.).

³ GEsenius sagte in seiner „Geschichte der hebr. Sprache und Schrift“ (1815): „Das Hebräische trägt den Charakter einer älteren Sprache, als das Arabische“ (S. 57), aber im Ganzen äusserte er sich so, wie im folgenden Satze: „Es wird hiermit nicht geleugnet, dass die Bildung der arabischen Sprache an die der hebräischen oder selbst höher hinauf reichen könne“ (S. 58). Auf ebenderselben Seite VII

FRANZ DIETRICH fast ohne Zögern und Einschränkung ausgesprochen¹. Aber das richtige sprachgeschichtliche Urteil wurde noch bestimmter gefällt und viel vollständiger zur Erklärung der hebräischen Spracherscheinungen verwertet von JUSTUS OLSHAUSEN². Nichtsdestoweniger erscheint mir an den Äusserungen, die er über die vorliegende Frage 5 gethan hat, manches zweifelhaft und unrichtig. Denn zunächst ist es keineswegs sicher, dass „die (hebräische) Sprache ursprünglich nur zwei und zwanzig Konsonanten unterschied“ (§ 6a). Dies ergibt sich nicht mit Gewissheit aus „der Geschichte der Schrift“. Denn es ist schon an sich möglich, dass je zwei ähnliche Laute durch ebenden- 10 selben Buchstaben versichtbart werden. Ausserdem ist dies durch die Thatsache, dass *v* mindestens zwei verschiedene Laute bezeichnete (s. o. S. 39 5 f.), und durch das Verhältnis der kufischen zur süd-arabischen Schrift (s. o. S. 38 16) als Wirklichkeit erwiesen. Folglich ist auch die Ansicht OLSHAUSEN's (§ 6 b), dass die Spirierung der sechs 15 Mutae *b*, *g*, *d*, *k*, *p*, *t* nicht der ursprünglichen Sprache angehöre, sondern bloss „hoch hinaufreichen kann“, unwahrscheinlich. Sodann widerspricht es der sprachgeschichtlichen Analogie, wenn OLSHAUSEN (§ 5 b) behauptete, dass der hebräischen Sprache „Diphthonge ursprünglich fremd gewesen sind“. Endlich mit welchem Rechte hat er (§ 16 a) 20 beim ursprünglichen Hebräisch angenommen, dass „in gewissen Fällen Genetiv und Akkusativ nur eine gemeinsame Endung (*a*) erhielten“?

Die Vertretung des mir richtig scheinenden Urteils ist in der neueren Zeit, auch abgesehen von FRIEDR. BÖRTCHER³, mit einer gewissen Unsicherheit behaftet. Denn nicht nur BERNH. STADE⁴ hielt 25

seines „Lehrgebäude“ (1817) liest man folgende zwei Äusserungen: zuerst „die Bildung des *futurum figuratum* ist im Hebräischen mehr im Entstehen“ und dann „viele in der arabischen Schriftsprache vorhandene Bildungen sind in der arabischen Vulgarsprache ausser Gebrauch gekommen und gleichsam erstorben, z. B. die vielen Modifikationen des *Futuri*, viele Conjugationen, Nominalformen usw.“ Er parallelisierte also nicht das Hebräische mit dem Neu-arabischen. Man vergleiche weiter S. 274. 284. 485. 491. 536.

¹ HUFFELD, Ausführliche hebr. Gram., 1. Lieferung (1841), S. 6 f.; DIETRICH, Abhandlungen zur hebr. Gram. (1846), S. VI f.

² OLSHAUSEN, Lehrbuch der hebr. Sprache (1861), S. VIII f. 2 f. 33 etc.

³ In F. BÖRTCHER's Ausführlichem Lehrbuch der hebr. Spr. (1866 bis 68) liest man (§ 9) den Satz „Das Vulgararabische erscheint dem Hebräischen und Aramäischen wieder [!] näher gerückt“.

⁴ STADE, Lehrbuch der hebr. Gram., Bd. 1 (1879), S. V u. § 3.

- es für richtig, eine Synthese von OLSHAUSEN's und EWALD's (s. u. S. 117 5) Ansichten nach dem Beispiel NÖLDEKE's zu erstreben, sondern auch in GESSENIUS-KAUTZSCH' Hebräischer Grammatik (1896), § 1m, Anm. heisst es: „Vieles scheinbar Ursprüngliche [im Arab.] wird mit NÖLDEKE (Die sem. Sprachen, S. 5) nur als Modifikation des Ursprünglichen zu betrachten sein“. Welches aber ist des Altmeisters NÖLDEKE Anschauung über die historische Beziehung des Altarabischen zum Ursemitischen und Hebräischen? Um von Meinungen, die er bloss früher geäußert hat¹, abzusehen, sagt er in „Die semitischen Sprachen“ (1. Aufl. 1887 = 10 2. Aufl. 1899), die Anschauung, dass das Arabische dem Ursemitischen noch ganz nahe stehe, sei namentlich in OLSHAUSEN's Lehrbuch „bis ins Extrem durchgeführt“, und bemerkt positiv folgendes: „Allerdings hat das Arabische sehr vieles treuer bewahrt, als die Schwestersprachen; so fast die ganze ursprüngliche Konsonantenfülle, die kurzen Vokale 15 in offener Silbe, namentlich im Innern der Wörter, viele grammatische Unterscheidungen, die in den andern Sprachen mehr oder weniger verkümmert sind“ (S. 4f. = 5f.), und zu diesen Bildungen, die im Arabischen treuer, als in den Schwestersprachen bewahrt worden sind, rechnet er z. B. die durch inneren Vokalwechsel geschehende Passivbildung (*qutila* etc. S. 13. 58 = 16. 70)². „Aber auf der andern Seite 20 hat das Arabische wieder eine grosse Anzahl von Bildungen nach einfachen Analogien durchgeführt, welche eben wegen ihrer grossen Einfachheit auf den ersten Blick wie ursprünglich aussehen, aber doch nur Modifikationen des Ursprünglichen sind, denen in den andern 25 Sprachen vielleicht andere Modifikationen gegenüberstehen“ (S. 5 = 6) oder er sagt: „Zum Teil ist der grössere Reichtum des Arabischen erst selbständig erworben“ (S. 24 = 28). — Indes in der Feststellung der Modifikationen des Ursemitischen, die dem Altarabischen eignen, erlaube ich mir von NÖLDEKE zu differieren. Um zwei Beispiele an- 30 zuführen, so bezweifle ich, ob eine solche Modifikation die „Durchführung des *a* vor dem dritten Radikal in allen aktiven Perfekten, z. B. (*h*)*aqtala*, *gattala*“ (S. 15 = 17) ist. Man vergleiche darüber mein Lehrgeb. 2, S. 387. Ferner bei den Dualformen, wie *antumâ* und *galtumâ* wird zwar zu urteilen sein, dass sie gegenüber den Plural- 35 formen sekundär sind, weil sie ja vor der Dualendung die Pluralform besitzen (NÖLD., Orient etc., S. 760); aber trotzdem bleibt es unsicher,

¹ NÖLDEKE in der Rezension von OLSHAUSEN's Lehrbuch in der Zeitschr. „Orient und Occident“ (1862), S. 755 ff., speziell S. 758 f., vgl. in der „Neusyrischen Gram.“ (1872), S. XXXIII—XXXV.

² Ebenso richtig schon in der „Mandäischen Gram.“ (1875), S. 210 und besonders deutlich in der ZDMG 1886, S. 721.

ob diese Bildungen erst in der arabischen Sonderexistenz des Semitischen entstanden sind. Sie können im Hebräischen nur ebenso schon verschwunden gewesen sein, wie sie auch in den neuarabischen Dialekten verschwunden sind.

Jedenfalls hat dieser geschichtliche Streifblick auf den Stand der 5 Frage zugleich gezeigt, dass die Einzelbestimmung der historischen Stellung, die das Altarabische innerhalb der altsemitischen Sprachen einnimmt, noch keineswegs abgeschlossen ist. Um so weniger dürfte es überflüssig sein, dass ich im folgenden Abschnitt auf diese Frage 10 zurückkomme.

III. Negative Untersuchungen über die Geschichte des semitischen Sprachstammes und die sprachgeschichtliche Stellung des Hebräischen.

Im Vorhergehenden meine ich allerdings einen festen 15 Grund für das Urteil aufgezeigt zu haben, dass das Altarabische mehrere Eigenschaften besitzt, die ihm den höchsten Grad von Altertümlichkeit unter den altsemitischen Sprachen verleihen. Aber welches ist die Tragweite dieses Ergebnisses, und kann es auch gegen andere Anschauungen 20 aufrecht erhalten werden, die im Laufe der Zeiten über die Geschichte des semitischen Sprachstammes geltend gemacht worden sind? Diese Fragen gilt es nun jetzt zu beantworten.

1. Arabisch und Ursemitisch. Die erste von jenen 25 Fragen betrifft die Tragweite des Resultates, das ich in den vorhergehenden Untersuchungen gewonnen zu haben meine, und diese erste Frage kleidet sich leicht in die Worte „Stellt etwa das Altarabische den Typus des Ursemitischen dar?“ Um einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage 30 zu geben, bespreche ich zuerst eine Klasse von Sprachgebilden, die mir wirklich ein Problem zu enthalten scheinen. Es betrifft die ursprüngliche Quantität des zweiten *a* im Nominaltypus *qattal* und des Stammbildungselements *an*.

Dabei handelt es sich nicht um die Frage, ob es von vornherein die Typen *qattal* und *qattāl* neben einander gegeben hat; denn sie existieren auch im Arab. neben einander, vgl. z. B. *أَمَرَ* (= *أَمْرٌ*) „Lamm“ oder auch z. B. *أَوَّلٌ* „erster“ mit *أَمَارٌ* „abschüssig“. Vielmehr fragt es sich erstens, ob die Ausdrücke, die eine gewohnheitsmässige Vollbringung einer Thätigkeit oder einen hohen Grad einer Eigenschaft bezeichnen, ursprünglich im Hebr. nach dem Typus *qattal*, oder (?auch) nach dem Typus *qattāl* gestaltet worden sind¹, wie im Arab. etc. (vgl. z. B. *نَحَّارٌ* *marinus* = *nauta*). Zweitens fragt es sich, ob dem *a*-Laute der Endung *l*, ein ursprüngliches *ā*, oder ein ursprüngliches *â* zu Grunde liegt.

Der hebräische Thatbestand zeigt *qattal* (mein Lehrgeb. 2, S. 89f. 179) und *an* (2, S. 99. 185). Nicht bloss die überlieferte Kürze des *a* im Status cstr., sondern hauptsächlich die Nichtverdunklung des in Rede stehenden *a* zu *o* sichert diesen Thatbestand. Bei den Femininen kommt als Argument für die ursprüngliche Kürze des *a* ihre vielfache Segolatisierung (2, S. 180) hinzu. Die wenigen Fälle, wo hebräische Wörter der fraglichen Art ihren *a*-Laut bewahrt haben (2, S. 90. 101. 179. 180), entscheiden nichts. Denn solches abnormes Beharren eines *a*, das im übrigen verkürzbar und darum ursprünglich kurz ist, findet sich auch sonst, und auch die hier auftretenden Fälle von beharrendem *a* lassen sich wahrscheinlich als lautliche oder akzentuelle Wirkungen erklären (2, S. 494. 495. 529). Sogar bei *אִפְּ*, *אִפְּ*, deren Fundorte in 2, S. 148 aufgezählt sind, ist nicht einfach unmöglich, dass die durch *א* (2, S. 491ff.) veranlasste sekundäre Vokallänge schliesslich zur Verdunklung des *â* führte, wie ursprünglich langes *â* sich in *אִפְּ* etc. (2, S. 148) zu *ô* senkte. Folglich ist nicht mit BARTH, Nominalbildung etc. S. 49 den betreffenden hebräischen Wörtern *qattāl* zu Grunde zu legen (vgl. seinen unerklärten Wechsel zwischen *ān* und *ân* S. 316ff.). Ebenso wenig begründet ist die Meinung von DE LAGARDE, Übersicht etc., S. 89: „Sind *אִפְּ*, *אִפְּ* [die wirkliche Schreibweise s. o.!] ächt hebräisch, so sind *אִפְּ*, *אִפְּ* etc. aus dem Aramäischen entlehnt, oder aramäischen Bildungen nachgeahmt.“

¹ Diese Frage ist auch noch für H. ZIMMERN, Vergleichende Gram. der sem. Sprachen (1898) § 53c, Nota 50 eine ungelöste. Nach ihm ist auch im Assyrischen die Länge des *a* der letzten Stammsilbe „nicht gesichert“.

Was das Arabische anlangt, so gab SPITTA, Ägyptisch-Arabisch etc., S. 100 unrichtig keinen Vertreter des Typus *qattal*, obgleich doch auch im Neuarabischen mindestens *auwal* „erster“ (S. 161 bei ihm) nach diesem Typus gestaltet ist. Ferner NÖLDEKE, Mandäische Gram., S. 120, Anm. 2 meinte, die Anwendung des Typus *qattal* sei „erst aus dem Aramäischen ins Arabische gekommen“. SPITTA, S. 100 und BARTH (Nominalbildung etc., S. 49) stimmten ihm zu. Aber legt man da den Arabern nicht eine zu mechanische und weitgreifende Nachahmung des aramäischen Sprachgutes bei?

Bei der Beantwortung dieser Fragen könnte folgende 10 Argumentation versucht werden: Die einzelnen Punkte lassen sich nur im Zusammenhang mit der historischen Stellung der arabischen Sprachgestalt überhaupt richtig beurteilen. Nun trägt die arabische Sprache innerhalb des Semitismus in vielen Hinsichten den Stempel der Ursprüng- 15 lichkeit an sich, soll sie also nicht auch in der jetzt fraglichen Hinsicht, nämlich in der ausschliesslichen Bevorzugung des Nominaltypus *qattal* bei den nomina opificum und in der durchgängigen Ausstattung des Stammbildungselementes *n* mit *ā* die originale Form der entsprechenden 20 Wörter des Hebräischen darbieten? Wird dieser Anspruch des Arabischen nicht durch den Umstand befürwortet, dass ihm in der Bevorzugung des *qattal* das Äthiopische und das Aramäische sekundieren, wie ja auch das Stammbildungselement *n* im Arab., Äth. und Aram. so gut wie 25 ausnahmslos mittelst eines *ā* angefügt wurde? Kann nicht ein konsonantischer Vorgang, die innerhalb der hebräischen Sprachentfaltung in weitem Umfang auftretende Selbstverdoppelungsneigung von Endkonsonanten, eine Alterierung der Quantität des *ā* herbeigeführt haben? Thatsächlich hat 30 ja die Tradition neben צָרְתָּן auch צִרְתָּן ausgesprochen (Jos. 3 16) und noch mehr dem צִרְתָּנָה (1 K. 4 12) צִרְתָּנָה vorgezogen.

Dies etwa könnten die Gründe gewesen sein, aus denen GESENIUS die beiden fraglichen Nominalgruppen (*qattal* etc. und die Wörter auf *an*) als solche angesehen hat, die mit 35

ursprünglich langem *â* in Ultima ausgestattet gewesen seien (Lehrgeb. 1817, S. 489. 495. 557. 559 f.). Aus ebendenselben Gründen könnte OLSHAUSEN (Lehrb., S. 345. 348) bei den hebräischen *nomina opificum* etc. der Form *qattal* ein Ver-
 5 kennen der ursprünglichen Länge des letzten *a* für wahrscheinlich erklärt haben. Vielleicht spricht ebendeshalb auch ZIMMERN (Vergleichende Gram. § 53 p) einfach von Wörtern auf *ân*, d. h. bei ihm *ân*.

Indes dieser Argumentation gegenüber muss die That-
 10 sache beachtet werden, dass zur Ausprägung ebendesselben Begriffs sehr oft in den semitischen Dialekten verschiedene Nominaltypen verwendet worden sind, wie die folgenden Beispiele zeigen werden: *وَعَلٌ* „caper montanus“, *عَلٌّ*; *جَبَلٌ* „mons“, *جَبَلٌ*, das sich auch durch das Genti-
 15 licium *جَبَلِيٌّ* als wirklich erweist; *عֶפְרַת, עֶפְרַת, אֶפְרַת* „plumbum“; *שֶׁכָּרַן* „ebrius“, *שֶׁכָּרַן*; z. B. *רַבִּיטֻן* „vierter“, hebr. *רַבִּיטֻן*. Namentlich auch bei der Vergleichung des Äthiopischen zeigt sich, wie selbständig die einzelnen semitischen Sprachen in der Wahl der No-
 20 minaltypen vorgegangen sind; denn z. B. Nomina vom Typus des aktiven Partizips vom Grundstamm sind im Äthiopischen selten (PRÄTORIUS, Äth. Gram. § 102) etc. Eine Bevorzugung des Gebrauches mancher Nominalstämme bemerkt man auch bei der Vergleichung des Althebräischen
 25 und des Neuhebräischen, indem das letztere hauptsächlich die Typen *qetila* und *qittâl* massenhaft in seinen Neubildungen ausgeprägt hat.

So kann sich auch die Nüancierung der Typen erklären, in denen die *nomina opificum* einerseits im Arabischen,
 30 Äthiopischen, Aramäischen und andererseits im Hebräischen und Assyrischen uns entgegentreten. Denn auch im Assyrischen sind dieselben „ungleich seltener“ Ausgestaltungen des Typus *qattâl*, und auch vor den Nominalsuffixen *n* und

m ist dort ein *a* von verschiedener Quantität gesprochen worden (DELITZSCH, Assyr. Gram. § 65, 24. 25. 35. 36). Eben-
 deshalb hat man auch innerhalb des Hebräischen *an* und
ân (*ôn*) anzunehmen (vgl. *אֵן* und *אֵשֶׁן*, die in Gen. 36 21
 neben einander als Eigennamen zweier Personen auftreten, 5
 von denen in V. 26 für jenen dieser zu lesen ist). Ferner
am kann durch den Labialen *m* eine Dehnung erfahren
 haben (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 497), und so konnte als
 Name des bekannten Künstlers *אֶמֶת* (1. K. 7 13 ff.) und *אֶמֶת*
 (V. 40) sich ausbilden (vgl. 2, S. 254 f. 504), aber es kann 10
 auch von vorn herein neben *am* ein *âm* bestanden haben.

So erklärt sich das Nebeneinanderstehen von *אֶמֶת* „cuspis“ und
אֶמֶת (Qoh. 12 11); *אֶמֶת* „lorica“, *אֶמֶת*, *אֶמֶת*. Dass in beiden Wörtern
 des *o* ursprünglich und das *a* eine Wirkung von *n* in Pausa sei, hat
 BÖTTCHER 1, S. 298 um so weniger beweisen können, als er selbst be- 15
 merken musste, dass auch die Form mit *on* in Pausa steht. — So
 schwindet auch die Notwendigkeit, das Nebeneinanderstehen des Eigen-
 namens *אֶמֶת* (1. Chr. 8 5) und des Gattungsnamens *אֶמֶת* (Gen. 49 17)
 aus lautlichen Anlässen, etwa aus einer erklärlichen Beliebtheit der
 Vokalfolgen *u-a* und *i-o* abzuleiten.

Nachdem bei diesem einzelnen Punkte das Urteil als 20
 das richtigste erwiesen worden ist, dass bei der Verwendung
 der Nominaltypen die semitischen Sprachen eine ihnen
 trotz des verwandtschaftlichen Zusammenhangs innewohnende
 Individualität und Spontaneität des Lebens bethätigt haben:
 taucht sofort die Frage auf, ob nicht überhaupt der Stand- 25
 punkt der Synthese zwischen der Voranstellung des Alt-
 arabischen unter den altsemitischen Sprachen und seiner
 Zurückstellung einzunehmen ist. Um diese Frage ihrer
 abschliessenden Beantwortung entgegenzuführen, müssen alle
 Erscheinungen, in denen die Eigenheit des Altarabischen 30
 gegenüber den andern ältesten Hauptstäben des Semitischen
 besteht, darauf hin geprüft werden, ob eine betreffende Er-
 scheinung des Altarabischen ein weiterer Archaismus des-

selben ist, oder ob in ihr eine solche gleich originale Parallelbildung, wie sie soeben besprochen worden ist, vorliegt, oder ob in derselben endlich eine sekundäre Existenzweise eines als gemeinsemitisch anzunehmenden Sprachgebildes zu erkennen ist. Hier soll diese Prüfung nur an einigen eigentümlichen Erscheinungen des Altarabischen versucht werden.

Um dabei zunächst das lautliche Gebiet nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, so berühre ich die Frage, ob das Stammbildungselement des Kausativs ursprünglich im Spiritus asper, als im Spiritus lenis bestand. Da dieses Stammbildungselement anderwärts ein Sibilant ist (Assyr.: *šukšud* etc.), so spricht für die Priorität des *h* der Umstand, dass *s* und *h* sich auch in andern Formen (im Anlaut des Pronomen der 3. Person; s. u. S. 63 17) einander ersetzt haben. Der Spiritus lenis des arab. *'aqtala* ist darnach der jüngere Laut, wie auch die Vergleichung von Alt- und Neugriechisch, Lateinisch und Italienisch etc. einen Übergang von Spiritus asper zu Spiritus lenis zeigt. Ob das *h*, das von v. MALTZAN im Méhri als Stammbildungselement des Kausativs beobachtet worden ist, uralt ist, wird sich nicht wohl entscheiden lassen (vgl. darüber weiter in m. Äthiop. Studien, S. 78f.). — Betreffs des Vokalismus soll nur daran erinnert werden, dass der Konsonant *b*, der „in, mit etc.“ bedeutet, im Altarabischen mit *i* gesprochen wird, aber im Hebr. unter dem Schutz des Akzents ein *a* zeigt. Dies wird als der ältere Laut durch die Vokalisation des Konsonanten *l* „zu etc.“ bestätigt. Denn dieser hat auch im Arabischen vor dem Pronomen ein *a* (*laka* etc. „dir“ etc.) gegenüber seinem sonstigen *i* (*limalikin* „einem Könige“): in den festgewordenen Verbindungen hat sich der ursprüngliche Vokal bewahrt. So ist auch das hebr. *bant*, das sich noch in *bath* „Tochter“ zeigt, origineller, als das arab. *bint(un)*, vgl. weiter über *kaipha* in m. Lehrgeb. 2, S. 455. — Das Arabische ist auch an jenem Wechsel eines stammschliessenden *w* mit *h* beteiligt, der zunächst durch Dissimilation von Labial und Labial angeregt worden sein dürfte: *'ummahāt* „Mütter“; *sanawāt*, *sanahāt* „Jahre“ etc. (m. Lehrgeb. 2, S. 465). Nach meiner Ansicht gehört dazu auch der neben *šaphawāt* (hebr. שפח) stehende trilitterale Stamm *šaphaha*, und ebenso beurteile ich die gegenüber hebräischem שפח, שפח und שפח auftretenden trilitteralen Stämme, betreffs deren OLSHAUSEN (S. 313f.) dem Arabischen die Priorität zuschrieb.

Im Gebiete der Pronomina fasse ich zuerst die Ausdrücke für „ich“ ins Auge: a) *'anā* (arab., auch minäo-sab. [HOMMEL, Südarab.

Chresto. § 13], äth., aram., resp. 'enâ im Syr.); b) 'anâku (assy.),¹ כנכ westlich im Zengîrli,² Phön. (כנכ und כנכ), Hebr. ('anôkhî), Moab. (die Belege siehe in m. Lehrgeb. 2, S. 366¹); c) hebr. 'anî, Tigrîna: 'anê, etc. (s. u. S. 86 8), wahrscheinlich aus *anaja* abzuleiten. Diese Zusammenstellung zeigt einen weiteren Beleg der archaischen Gestaltung des Altarabischen, insofern dieses die am wenigsten zusammengesetzte Form 'anâ aufweist. — An die Formen für „du“ — 'anta (arab., äth., Tigrê, Amhar. [hier auch 'ant und 'entê]³; bibl.-aram. {כנתה und כנתה}); 'att (samar., syr. etc.); 'atta (assy., hebr.) — braucht nur erinnert zu werden, um die Altertümlichkeit des Gepräges der arabischen Sprache abermals ins Licht zu stellen. Denn in den zeitlich auf einander folgenden aramäischen Dialekten nahm trotz des *an* der Nerab-Inschrift 1 5 die Zusammensprechung des Nasal zu. — Im Bereiche der Deutelaute nimmt das Arabische aber auch an einer sekundären Sprachgestaltung Teil. Denn sicher ist bei dem Wechsel von Sibilant, Spiritus asper und Spiritus lenis, der sich bei der Vergleichung z. B. von assyr. *šû*, hebr. *hû* und arab. *hûya* „er“ etc. zeigt der Sibilant das ursprüngliche Sprachelement.⁴

Was sodann die semitische Verbalbildung anlangt, so ist das System der abgeleiteten Verbalstämme im Assy. (DELITZSCH, Gram. § 83) und hauptsächlich im Äthiop. vollständiger, als im Arab. Indes ist es nicht sicher, ob die im Äthiop. vollständige Durchführung zunächst der Kausativstämme ('aqtâla, 'aqattâla, 'aqâtâla) eine ursprüngliche Tendenz des Semitischen ausprägt, oder eine nachfolgende Verallgemeinerung eines Sprachbildungstriebes zeigt. Über Infigierung von Stammbildungselementen im Semitischen siehe mein Lehrgeb. 2, S. 383 f. 499.

Fassen wir ferner die Ausprägung der Verbalgenera ins Auge, so ist die Passivbildung des Arab. nicht im allgemeinen eine jüngere Erscheinung. Denn die mit der arab. Passivbezeichnung (*qu-tîla* etc.) zusammenklingenden Einzelformationen des Hebr., Aram. etc.⁵

¹ F. DELITZSCH, Assy. Lesestücke, 4. Aufl. (1900), S. IX.

² LUDZBARSKI, Handb. der nordsem. Epigraphik (1898), S. 395, aber daneben כנכ in der Bauinschrift, Z. 1. 20 etc. (S. 221).

³ PRÄTORIUS, Die amharische Sprache, S. 119.

⁴ Als besonders interessant sei hervorgehoben, dass zu den s-Dialekten das Assyrische, Minäische, Méhri (v. MALTZAN in ZDMG XXVII, S. 225—294: eae = *šenn*) und Amharische, aber zu den h-Dialekten das Sabäische, das Zengîrli, das Hebr. etc. gehört, während Spiritus lenis im Arab., Äth. etc. auftritt (siehe das Genauere in meinem Lehrgeb. 2, S. 365 f. 380).

⁵ Das Aussterben der inneren Passivbildung und ihre fortschrei-

erklären sich nur als Reste, aber nicht als Anfänge. Bloss einzelne Punkte der arab. Passivbezeichnung sind jüngere Erscheinungen. Denn z. B. das *tw* von *tugāttila* beruht auf antizipierender Vokalassimilation (vgl. über diese im Lehrgeb. 2, S. 487).

- 5 Was weiter den Ausdruck der Verbaltempora betrifft, so ist das arab. *jaqtulu* nach aller Wahrscheinlichkeit (siehe die Diskussion im Lehrgeb. 2, S. 391) aus *jaqatulu* kontrahiert.

In der Bezeichnung der Verbalmodi steht das Arab. aber wieder voran. Denn nur als Nachklänge des arab. *jaqtulan* etc. erklärt sich 10 das hebr. *'eqtālā* etc. und das sporadische Auftreten des Nūn energicum (Lehrgeb. 2, S. 392. 443f.); aber nicht können aus diesen undeutlichen Fragmenten die vollen organischen Gebilde des Arab. abgeleitet werden. Nur in einem speziellen Zuge zeigt der arab. Modusausdruck etwas Sekundäres: *ūqtul* etc. wurde mit einem Vorsatzvokal 15 gesprochen, zugleich um dem Streben des Imperativs nach Vorderbetonung zum Ausdruck zu verhelfen und zugleich um die Konsonantenverbindung *qt* leichter aussprechbar zu machen.

Personbezeichnung am Verb: In der 3. plur. fem. Perf. zeigt das Aram. zwar nicht *qatalāna*, was als vorauszusetzende Form bei 20 MERR, Gram. Syr., p. 195¹ erwähnt ist, aber *qatalān*, wie z. B. auch im Jüdisch-palästinischen Aramäisch (DALMAN, Gram. 1894, S. 200) das Ithpeel *ܩܬܠܐܢܐ* „sie wurden zerrieben“ vorkommt. Auf diese Endung *ān* weist auch das assyr. *kašdā* (DEL., Assyr. Lesestücke 1900, S. X) und das äth. *qatalā* zurück. Aber das Arab. bietet *qatalna*. 25 Dies kann eine Parallelbildung sein, indem eine kürzere Form von *hūna* oder *hiña* „eae“ auch am Perfekt zur Verwendung kam. Es ist weniger wahrscheinlich eine Analogiewirkung der entsprechenden Imperfektform *jaqtulna* (NÖLDEKE, ZDMG 1884, S. 412) und sicherlich nicht „a strong contraction of *katalāna*“ (WRIGHT, Comparative Gram- 30 mar, S. 169). — Beim Imperativ ist die im Arab. gesprochene 2. plur. masc. *ūqtulū* für ursprünglicher zu halten, als die im syr. Imp. auftretende Form mit *ān*. Denn einerseits entspricht jene kürzere Endung dem Charakter der Befehlsform (Lehrgeb. 2, S. 392f.), und andererseits ist im Syrischen das Auftreten von sekundären Endungen 35 durch das *ā(i)n* konstatiert, das an der 3. plur. fem. Perf. sich auch nach NÖLDEKE (ZDMG 1884, S. 410) nach der Analogie von *qetaltē(i)n* zeigt. Also beim Imp. scheint die längere Endung *ān* nicht „die ursprünglichere“ (NÖLDEKE, Syr. Gram. § 158D) zu sein. — Über die syr. Imperativform *qetūlē(i)n* siehe Lehrgeb. 2, S. 445.

- 40 Aus der Gestaltung der schwachen Verba sei ein Punkt her-

tende Ersetzung durch Reflexivstämme ist in m. Lehrgeb. 2, S. 384f. untersucht worden.

vorgehoben: hebr. *qámṭī* (surrexi), aram. *qāmeṭ* (idem), assyr. *kānāk(u)*; firmus fui et sum), arab. *qāmtu*, äth. *qō'mkū*: die hebräisch-aramäisch-assyrische Behandlung der verba mediae semivocalis, in welcher der *a*-Laut über das mittlere *u* siegte und dieser mittlere Stammlaut höchstens in der Dehnung des Charaktervokals *a* seine Existenz geltend machte, und die arabisch-äthiopische Behandlung dieser Verba, wo der mittlere Stammlaut *u* mit dem *a* zu einem Doppellaut zusammenfloss, bezw. über das *a* den Sieg davon trug, sind wahrscheinlich parallele Prozesse. Nicht wird die arabisch-äthiopische Behandlung dieser Verba eine „erst spätere“ (PHILIPPI, Morgenländische Forschungen, 10 S. 91) sein. 5

Weiterhin auf dem Grenzgebiet von Verb und Nomen ist gegenüber *qatūl*¹ das arab. *maqtūl(un)* sekundär, ein Gebilde, das auch auf den Grundstamm das *m* übertrug, das bei den Partizipien der abgeleiteten Stämme auch ausserhalb des Arab. (z. B. auch im Assyr.) 15 herrscht. — Auch die Vielheit der nomina verbi, die im Arab. die Funktion des Infinitivs beim Grundstamm verwalten, muss als ein durch den Sprachgebrauch veranlasster Fortschritt von der Einheit zur Mannigfaltigkeit erscheinen, wenn das Weiterschreiten beobachtet wird, das in der Bildung des nomen verbi im Hebr. und im Aram. 20 (vgl. D. H. MÜLLER, WZKM 1893, S. 122f.) sich vollzog.

Betreffs der Nominalstambildung hebe ich beispielsweise nur dies hervor. Gleich dem Aram. gebraucht auch das Arab. den sekundären Nominaltypus *qātūl* (Lehrgeb. 2, S. 125f.) „meist in Lehnwörtern“ (VOLLERS, Lehrb. § 54, 15). Ferner der Typus *qattīl* zeigt 25 im Altarab. keine Vertreter, sondern dafür wurde die durch Assimilation abgeänderte Gestalt *qittīl* gesprochen (BARTH, Nominalbildung S. 51. 139. 197). Daher ist ächtarabisch auch *biṭṭīḥun* (Melone), wie *tinnīnun* (das arabisierte *tannīnā*).²

¹ Seine semitischen Spuren siehe im Lehrgeb. 2, S. 385 und dazu noch im Amharischen (ΠΑΤΟΡΙΟΥ, S. 251) z. B. *pharūš* „zerstört“.

² Im Neuarab. kannte SPIRITA (Gram. des Vulgärarab. in Äg., S. 101) von Ausprägungen des Typus *qattīl* nur *baṭṭīḥ* (Melone). Aber zwar nicht das altarab. oder schriftarab. *biṭṭīḥun* ist mit S. FRÄNKEL (Aram. Fremdwörter im Arab., S. 40) „zunächst wohl auf die Entlehnung aus dem syr. *paṭṭīḥā* zurückzuführen“, aber die neuere, vulgäre Aussprache *baṭṭīḥ* ist aus Einwirkung des aram. *paṭṭīḥ* zu erklären, dessen *a* dem im Aram. zahlreich vertretenen Typus *qattīl* (NÖLD., Syr. Gram. § 94; Mand. Gram. § 106) angehört. VOLLERS, der in seinem „Lehrb. der ägypto-arab. Umgangssprache“, S. 116 ebenfalls *baṭṭīḥ* als „Lehnwort“ bezeichnet, führt noch an, dass neben *ṣarrāf* „Wechsler, Bankier“ (S. 180) auch *ṣarrīf* gesprochen wird.

KÖNIG, Hebräisch u. Semitisch.

Also lautliche Einflüsse haben den von der semitischen Sprachidee gewirkten Formenbestand auch im Gebiete der Nominalbildung alteriert. Wie weit die Sprachidee selbst den semitischen Formenbestand im Altarabischen geändert hat, lässt sich weniger sicher bestimmen. Z. B. wird auch dies fraglich bleiben, ob in der steigenden Skala, die in den semitischen Sprachen sich in Bezug auf Menge und Art der Plurilitteralbildungen beobachten lässt und im Lehrgeb. 2, S. 400 vorgelegt worden ist, das Altarabische absolut über dem Althebräischen steht. Denn die althebräische Litteratur ist gegenüber der altarabischen wenig umfangreich. — Ferner auch die Verwendung „singularischer Nomina mit kollektiver Bedeutung“ (BARTH, Nominalbildung, S. 417) zur Ausprägung der Mehrheit (im Arab. etc. cf. Lehrgeb. 2, S. 430) ist der Idee nach eine alte Erscheinung im Semitischen. Ich meine, dies noch etwas stärker betonen zu müssen, als BARTH S. 419, und meine, dass schon DITTRICH (Abhandlungen zur hebr. Gram., S. 81—83) das Wesen und die Geschichte der Mehrheitsbezeichnung, die nicht durch Pluralendung geschieht, in der Hauptsache richtig erfasst hat, indem er diese Mehrheitsbezeichnung einen Ausdruck „der Pluralität nannte, wonach diese nur als Masse vorgestellt wird“, und sie „ihren Grundzügen nach für älter“ ansah, als den individualisierenden Plural (S. 83).¹ Für diese Ansicht scheinen mir auch die Thatsachen hinreichende Gründe darzubieten: Spuren von jener kollektivischen Mehrheitsbezeichnung werden auch ausserhalb des Südsemitischen zu erkennen sein (Lehrgeb. 2, S. 436¹). — Die Mehrheitsbezeichnung durch Endungen tritt auch im Arab. doch hauptsächlich bei Adjektiven und Partizipien auf, bei denen die mehr gelegentliche Beziehung auf eine von ihnen beschriebene Mehrheit nicht durch Kollektivbildung ausgeprägt werden konnte, und im Bereiche der Substantiva bei solchen, bei denen der Ausdruck eines Plurals eine mehr künstliche Sache war, wie z. B. bei Eigennamen, Namen der Buchstaben (WRIGHT, Arabic Grammar I, § 302 f.). — Der Gebrauch der kollektivischen Mehrheitsbezeichnung tritt in arabischen Volksdialekten zurück. — Besonders wichtig scheint mir zu sein, dass die innere Pluralbildung im Sprachgebrauch des Amharischen (PRÄTORIUS, S. 4. 184. 186) durch eine neue Pluralendung sehr eingeschränkt wurde. — Wenn die innere Mehrheitsbezeichnung das Produkt eines

¹ L. STERN, Koptische Gram. § 222 meinte, in den arabischen inneren Pluralen (z. B. *gabal*, *gibāl*; *katab*, *kutub*) sei eher ein Ablaut zu erblicken gegenüber den mit dem Umlaut vergleichbaren inneren Pluralbildungen des Koptischen, die durch Einwirkung der Endungen *u* und *i* auf die Stammvokalisation zu erklären seien.

jüngeren Sprachbildungstriebes wäre, müsste sie da nicht auch der alten und neuen Lehnwörter, die doch Pluralendungen haben (z. B. VOLLERS § 49, 6), sich bemächtigen?¹ Ich meinte, hierdurch noch einmal die Frage nach der Geschichte des Gebrauches des innern und des äussern Mehrheitsausdruckes auch nach D. H. MÜLLER'S Abhandlung „Über den Gebrauch des äusseren Plurals in den südsemitischen Sprachen“ (Verhandlungen des VI. Orientalistenkongresses II, 1, S. 445 ff.) zur Diskussion stellen zu dürfen.²

Die Stellung des Altarabischen in der Geschichte der Nominalflexion des Semitischen ist im Lehrgeb. 2, S. 428–431. 434 behandelt: z. B. die wahrscheinliche alte Endung des Accus. plur. *ân(a)* hat man im Äth. bloss den Kasus und im Arab. den Numerus durch die vermutliche Übertragung auf den Dual (*âni*) wechseln lassen, aber im Assy., wo „*ân* stets als Femin. konstruiert wird“, und im Aram. auf ein anderes Genus übertragen. — In Bezug auf die Suffigierung der Plurale auf *ât* oder *ôt* ist wohl das Arab., wie auch das Aram.,³ auf der ursprünglichen Bahn gegenüber den Zweigen des Semitischen geblieben, in denen weniger oder mehr Spuren einer Analogiewirkung bemerkbar sind, die von den auf *în* (äth. *ân*) auslautenden Pluralen auf die Suffigierung der mit der Endung *ât* ausgestatteten Plurale geübt worden ist: im Assy. vermutet DELITZSCH § 74 die Aussprache *umânâtê-šunu*; im Südarab. tritt „hie und da, besonders im Minäischen der St. c. *âtai*“ (HOMMEL § 67) auf; im Äth. vgl. z. B. *negestâtîna* „unsere Königinnen“; im Hebr. nahm z. B. gegenüber *’abôtâm* der Gebrauch von *’abôtêhem* später zu (siehe die Stellen im Lehrgeb. 2, S. 87).

¹ Vgl. auch den Satz von G. HOFFMANN „Die Allgemeinheit, mit welcher im Nordsemitischen der Pl. sanus gilt, ist geradeso ein einseitiges Ergebnis der Analogiebildung, wie die Häufung des Pl. fractus im Arab.“ (Litt. Centralblatt 1887, S. 607 f.) und überhaupt die dort gegebene wichtige Auseinandersetzung über den Pl. fractus!

² Auch G. KAMPPFMEYER sagt, wie ich soeben in ZDMG 1900, S. 658 lese, „Ansätze für den Ausdruck des Plurals durch innere Verstärkung des Wortes scheinen mir sehr alt zu sein“.

³ Eine auf Hebraisierung zurückzuführende Ausnahme ist das in einem Teil der Tradition auftretende *’abâhâtaj* (Dan. 2 23) im Jüdisch-Aramäischen des AT (vgl. KAUTZSCH, Bibl.-Aram. § 53, 1). Vgl. auch im Samaritanischen z. B. „unsere Töchter“ *’banatnan* sive *banatinan* bei PETERMANN (Gram. Samar., S. 67), während diese Sache im Christlich-Palästinischen (NÖLDEKE, ZDMG 1868, S. 481) nicht zu konstatieren ist.

Das Altarabische zeigt ferner gleich den lihjänischen Inschriften zu el-Öla in Nordarabien und gleich dem Phönizisch-Hebräischen ebenso die Verwendung eines vorangestellten Sprachelementes¹ als eines bestimmten Artikels, wie sie im Unterschied vom Lateinischen 5 sich in den romanischen Sprachen ausbildete (s. o. S. 20 20).

Was die Syntaxgeschichte des Semitischen anlangt, so sollen zu den konsequent durchgeführten Vergleichen, die in meiner Syntax bei jeder syntaktischen Erscheinung vorgelegt worden sind, noch folgende Bemerkungen hinzugefügt werden:

- 10 „Im Gebrauch der Tempora zeigt das ächte Arabisch noch Spuren der dichterischen Freiheit, die wir im Hebräischen sehen [vgl. aber meine Syntax § 194 ef]; diese verschwindet in der späteren Litteratursprache“ (NÖLDEKE, Die sem. Spr. 1899, S. 59). — Das formengeschichtliche Alter der altarabischen Kasusendungen garantiert nicht,
- 15 dass auch jeder arabische Gebrauch z. B. der Akkusativendung die Priorität gegenüber einer andern Ausdrucksweise besitzt, die innerhalb des Semitischen auftritt (vgl. Syntax § 277 i etc.). — SCHULTENS meinte in seinen Institutiones ad fundamenta linguae Hebr. § LXXIII (S. 184): „Restituenda Hebraeis est forma comparativa et superlativa, per Aleph
- 20 servile in principio, quam לֵאמֹר vocitant Arabum grammatici, ab omni radice descendens. Sic מְדַבֵּר est *mendacior* et *mendacissimus*; מְדַבֵּר pro מְדַבֵּר *perennior* et *perennissimus*, a מְדַבֵּר *ingiter fluxit*“. Aber die Gründe, weshalb die Komparativfunktion des Typus 'áqtalu für sekundär zu halten ist, sind in Syntax § 307 entwickelt. — Hinsichtlich der semitischen Anfänge, den Ausdruck für „alle“ und für die Kardinalzahlen
- 25 zu adjektivieren oder wenigstens in Attributivstellung zu bringen, steht das Arabische ziemlich voran (vgl. Syntax § 813 hik. 333 § und

¹ Sein Zusammenhang mit آل (beduinisch auch mit h cf. WALLIN, ZDMG VI, S. 217) und mit dem lihjänischen ha(n) ist im Lehrgeb. 2, S. 368 f. diskutiert. (Über einen sekundären, ebenfalls vor das Nomen tretenden Artikel 'am, אַ des Südarabischen handelt G. KAMFFMEYER, ZDMG 1900, S. 632 f.). J. BARTH (The American Journal of the Sem. Languages etc. XIII, 1896/97, S. 8 f.) meint, dann enthalte הָא „eine Verbindung des Artikels mit dem Personalpronomen“. Aber in הָא הָא etc. ist הָא in attributiven Gebrauch übergegangen, und הָא fungiert da als Artikel, mag es herkommen, woher es wolle. Er legt das hā zu Grunde, das im arab. hādā etc. auftritt. Aber dieses existiert nicht im Hebräischen, und hinter diesem langen ā wäre die Konsonantenschärfung nicht so erklärlich, wie hinter הָא, dessen a ursprünglich in quantitativer Hinsicht neutral war (cf. Lehrgeb. 2, S. 368, Anm.).

auch H. RECKENDORF, Zur Charakteristik der sem. Spr. (in den Actes du X^e Congrès internat. des Orient. de Genève 1894, erschienen in Leiden 1896, S. 9). — Die Voranstellung des demonstrativen Attributs ist nach NÖLDEKE, Mand. Gram., S. 328¹ „wohl das Ursprüngliche“. Nach den Zusammenstellungen, die ich in Syntax § 334^{μν} gegeben 5 habe, ist die Entscheidung fraglich, aber vielleicht leiten sie doch zu folgendem Urteil hin: die Hinterstellung des koordinierten Attributs neigte am meisten und naturgemäss zum Übergang in die Voranstellung, wenn ein solches Attribut ein Demonstrativum war. — Häufigeren Gebrauch der Konjunktionen, die den logischen Zusammen- 10 hang genau ausdrücken, und ein stärkeres Zurücktreten der Parataxe zu Gunsten der Hypotaxe (vgl. m. Syntax § 377a—c) zeigen von den semitischen Sprachen einigermaßen das Arabische,¹ Äthiopische, Mandäische, Syrische und die neuaramäischen Dialekte. — Die fast durchgängige Genauigkeit, die das Arabische in der Bezeichnung der 15 Apodosis besitzt (meine Syntax § 415δε), ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Frucht eines Fortschreitens der Sprachverwendung. Aber etwas extrem erscheint mir doch das Urteil von CARRA DE VAUX, Études de Syntaxe sémitique comparée (1895), S. 21: „L'observation . . . nous a fait voir dans l'arabe une langue, dans laquelle les rela- 20 tions mutuelles des parties du discours sont analysées avec finesse et indiquées avec précision, mais où la logique a presque tué la liberté.“

Dass das Arabische endlich in lexikalischer Hinsicht dem Assyrisch-Hebräischen und auch dem Aramäischen gegenüber mehr- 25 fach sekundär ist, hat FRIEDR. DELITZSCH (Prolegomena eines neuen hebräisch-aramäischen Wörterbuchs, S. 27 ff.) erwiesen. Denn z. B. die Bedeutung „gehen“, die dem assyr. *alāku*, hebr. und aram. *הלך* zukommt, ist doch primär gegenüber der Bedeutung „zu Grunde gehen“, die das arab. *halī(a)ka* besitzt.

¹ Vgl. auch folgenden Satz von SPRENGER (ZDMG 1889, S. 329 f.): „Das Denken des Arabers ist so einfach und klar, wie die Wüste, die er bewohnt, und wird nicht durch die Reflexion kompliziert. Die objektiven Erscheinungen spricht er in kurzen Sätzen in der Ordnung aus, in der er sie wahrnimmt, und verbindet sie meist nur durch die einfache Konjunktion *und*, selbst wenn sie im Gegensatz zu einander stehen. Ein so schlichtes Idiom konnte durch Erweiterung für die Darstellung der Wissenschaften, welche die Araber die modernen oder arabischen heissen, brauchbar gemacht werden. Aber um in denselben die alten d. h. den Griechen entnommenen Wissenschaften zu behandeln, genügte es nicht, den Wortschatz zu vermehren, es musste auch der Periodenbau eingeführt werden“.

So sehr also das Urteil feststeht, dass das Altarabische Merkmale an sich trägt, die es als die originalste unter den fünf Hauptausprägungen des Altsemitischen kennzeichnen: so ist das Altarabische doch nicht das Ursemitische selbst.¹ Aber wenn auch jetzt niemand, soviel ich weiss, überhaupt eine von den altsemitischen Sprachen mit dem Ursemitischen identifizieren will, so giebt es doch Gelehrte, die geneigt sind, eine andere von den altsemitischen Sprachen näher als das Altarabische an das
10 Ursemitische hinanzurücken. Um die dahin gehenden Meinungen zu prüfen, betrachte ich weiterhin folgende Gruppe:

2. Arabisch, Assyrisch und Kanaanitisch-Hebräisch.

HOMMEL hat immer und immer wieder² betont, dass
15 die semitischen Sprachen in „Ostsemitisch“ und „Westsemitisch“ zerlegt werden müssen. Nach ihm (Aufsätze etc. 1, S. 96) „stellt sich das Bild von der Abzweigung der semitischen Sprachen von jetzt ab also dar:

Ursemitisch (bezw. Ursemitisch I)

20 Syro-phönico-arabisch Babylonisch-assyrisch.
(bezw. Ursemitisch II)

Diese Meinung begründet er zunächst damit, dass „eine ganze Reihe von Kulturbegriffen, welche sich bei den Syro-Phönico-Arabern (oder Ursemiten II) gemeinsam finden,
25 bei den Babylonio-Assyrern entweder gänzlich fehlten, oder anders genannt werden“ (Aufsätze etc. 1, S. 93).

¹ Vielleicht genügt dieses Urteil und sein Beweis auch H. GRIMME, der nach der Orientalistischen Litteraturzeitung (1899), Sp. 154 „vom Ursemitischen das Altarabische möglichst scharf getrennt sehen will“.

² F. HOMMEL, Die semitischen Völker und Sprachen, Bd. 1 (1883), S. 63. 442; Aufsätze und Abhandlungen, Bd. 1 (1892), S. 92—123; Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung (1897), S. 53 f.; Aufsätze und Abhandlungen, Bd. 2 (1900), S. 156: „westsemitisch“.

Um mit dem letzteren Punkte zu beginnen, so „besitzen die ältesten, in der Geschichte bekannten Semiten, die Babylonier“, für „Wein ein den andern semitischen Sprachen fremdes Wort, *karānu* (vgl. griech. *κάρπινον*, talmud. *קרינן*)“. Aber erstens ist zu bedenken, dass auch andere Hauptstämme der Semiten auf lexikalischem Gebiete Differenzen zeigen, und zwar in Bezug auf Objekte, die den Ursemiten nicht unbekannt gewesen sein können. Denn z. B. „Berg“ heisst beim Araber *gēbel*, beim Phönizier und Hebräer *har*, wovon nur im Sabäischen eine Spur vorkommt, beim Assyrischen *šadû*, und der Aramäer gebraucht *ܫܪܐ*, was mit dem hebr. *צור* „Fels“ korrespondiert. Ferner z. B. das Verb *שָׁתָה* (*šata*), womit der Hebr., der Assyrisch-Babylonier (*šatû* „trinken“ bei DEL., Assyr. HWB., S. 695a), der Aramäer und der Äthiope (*sátja*) den Akt des Trinkens bezeichnet, ist im Arab. ungebräuchlich, und dort wird dieser Akt vielmehr durch *šariba* ausgedrückt. Wenn daneben im süd-arabischen Dialekt Eḥkili (vgl. GeseNIUS, Thesaurus s. v.) ein mit jenem *šata* etc. korrespondierendes *شَمى* für „trinken“ existiert,¹ so wird man an das erinnert, was zweitens gegen den zuletzt zitierten Satz HOMMEL's zu bemerken ist. Ein Wort für „Wein“, das dem arabisch-hebräisch-aramäischen *wainun* etc., äth. *wājen* entspricht, kommt auch in assyrischen Wörterlisten vor: *īnu* (P. JENSEN, ZDMG 1890, S. 705). Ist nun wahrscheinlich, dass dieses *īnu* im assyrisch-babylonischen Sprachgebrauch durch *karānu*² überwuchert wurde, oder ist es, wie HOMMEL (Aufsätze etc. 1, S. 102) meint, „nahezu sicher, dass das *īnu* später von Kanaanäern oder Aramäern entlehnt“ wurde? Mir kommt

¹ In LANE's Arabic-English dictionary habe ich aber kein solches Wort gefunden.

² DEL., Ass. Lesestücke 1900, S. 170 schreibt: „*karanu* (?ā)“.

- die letztere Annahme nicht naheliegend vor. Indes, so argumentiert HOMMEL weiter, auch das Wort für „Feigenbaum“, das im Aramäischen (𐤍𐤏 etc.), Hebräischen (פִּינִי, entstanden aus *ti'nat*), Phönizischen (𐤏𐤍)¹ und Arabischen (5 *tīnun*) gefunden wird, war ja dem Assyrisch-Babylonischen von Haus aus unbekannt. Das entsprechende assyrische *tintu* oder *tittu*, welches auch nach HOMMEL (Aufsätze etc., S. 101) von STRASSMATER nachgewiesen worden ist, soll nach seiner Meinung, wie das eben erwähnte *inu*, erst später 10 von den Kanaanäern oder Aramäern her entlehnt worden sein. Aber eine solche Entlehnung vorauszusetzen, ist nicht die natürlichste Annahme. Jedenfalls lässt sich durch diese Annahme kein Beweis führen. Denn es bleibt mindestens ebenso leicht möglich, dass die Semiten, die sich in der 15 Tigris-Euphrat-Gegend festsetzten, das Wort *tintu* oder *tittu* gekannt haben, dass es aber in ihrer Litteratur zurücktrat, weil die Feigenbaumkultur für ihr neues Heimatland nicht charakteristisch war (SCHRADER, Keilinschriften und AT², S. 41).
- 20 Wichtiger ist, dass nach HOMMEL (Aufsätze etc. 2 [1900], S. 217) „die Babylonier die Dattelpalme *giš-immar* ‚Baum von Immar‘ (= Ingi, Imgi, Chaldäa westlich vom Euphrat) und *muš-makannu* ‚Baum von Magan‘ (oder Ostarabien) nannten“. Die Assyrier-Babylonier gebrauchten also 25 nicht eine Bezeichnung, die dem arab. *tamrun* (تَمْر) entspräche, was die Dattelpalmfrucht, die dem Finger (δάκτυλος, dactylus) ähnliche „Dattel“, bezeichnet und was als Name des durch Handel verbreiteten Produktes auch bei Bewohnern benachbarter Gegenden bekannt wurde und bei 30 ihnen erklärlicherweise zur Bezeichnung des Baumes wurde (cf. hebr. תְּמָר), oder die Frucht und den Baum (äth. ተሞር:

¹ LUDZBARSKI, Handb. d. nordsem. Epigraphik (1898), S. 385.

[das fem. תמר: bezeichnet auch den Palmbaum]; aram. תמר, plur. תמרין etc.), oder ebenfalls bloss die Frucht bezeichnete (syr. Plur. تَمْر). Übrigens hiess die Dattelpalme selbst bei den Arabern نَخْل (*nahlun*), und دَقْل (*daqal*) bezeichnete eine „multis dactylis onusta palma“, und letzterer 5 Ausdruck findet sich in der Form דַּקְלָא etc. auch bei den Aramäern. Diesen Umstand nun, dass die Ausdrücke, die in andern semitischen Sprachen zur Benennung der Dattelpalmfrucht oder der Dattelpalme selbst dienen, im Assyrisch-Babylonischen nicht auftreten, meine ich nicht so er- 10 klären zu können, dass die Ausdrücke *tamrun* etc. bei den Assyriern und Babyloniern durch die Bezeichnungen überwuchert worden seien, die von den Semiten Assyriens und Babyloniens bei der vorsemitischen Bevölkerungsschicht des unteren und mittleren Euphrat-Tigris-Landes vorgefunden 15 worden sind. Ich ziehe aus dem erwähnten Umstand vielmehr mit HOMMEL den Schluss, dass die Semiten ursprünglich in einer Gegend gewohnt haben, welcher die Kultur der Dattelpalme fehlte.

Ist aber aus den bisher erwähnten Thatsachen die Fol- 20 gerung zu ziehen, dass das Assyrisch-Babylonische dem ursprünglichen Wortbestand des Semitischen näher steht, als das „Syro-Phönico-Arabische“? Dies würde nur dann eine sichere Folgerung sein, wenn beim ganzen lexikalischen Material des „Syro-Phönico-Arabischen“ einerseits und bei 25 dem Assyrisch-Babylonischen andererseits entschieden werden könnte, wieviel davon ursemitisch war und wieviel nicht. Diese Entscheidung kann aber nicht gefällt werden, und folglich sind die bisher erwähnten Thatsachen noch keine Grundlage für das Urteil, dass das Assyrisch-Babylonische 30 dem Ursemitischen relativ am nächsten stehe. Hat HOMMEL dieses Urteil durch andere Thatsachen begründen können?

Wenigstens eine scharfe Trennung des Assyrisch-Babylonischen vom „Westsemitischen“ leitet HOMMEL ferner aus den beiden verschiedenen Arten der Namengebung her, die den von ihm angenommenen beiden Hauptgruppen des 5 Semitischen eigentümlich seien (Die altisraelitische Überlieferung, S. 54). Da macht er geltend, dass im Unterschied von der babylonischen Namengebung die südarabische ganz vorherrschend den Ausdruck *ilu* „Gott“ oder vielmehr den Ausdruck *ilî* „mein Gott“ und „Umschreibungen des Gottesnamens“, wie *abî* „mein Vater“ verwandte (a. a. O., S. 78ff.). 10 Dieses sein Argument sollte nicht unerwähnt bleiben, obgleich es weniger sprachgeschichtlich, als religionsgeschichtlich von Bedeutung ist, zumal in der Voranstellung der Gottesbezeichnung die altbabylonischen, althebräischen und 15 älteren südarabischen Eigennamen zusammenstimmen (vgl. Buchanan Gray im Expositor 1897, S. 185f. und siehe weiter unten S. 89 5ff.).

Als weiteren Grund seiner oben erwähnten Aufstellung macht HOMMEL „die verschiedene Ausprägung des Perfekts“ 20 (Die altisr. Überlieferung, S. 54) geltend. Er sagte darüber in „Aufsätze etc.“ (I, S. 95f.): „Während im Syro-phönico-arabischen bereits das starre Schema *kabâra*, *kabarat*; *kabarta*. *kabarti*; *kabarku*; plur *kabârû*, *kabârâ*; *kabartunû*, *kabartinâ*; *kabarnâ* sich ausgebildet hat, findet sich im 25 Babylonisch-Assyrischen das viel lockerere und allgemeinere (weil schliesslich auch auf Substantiva und Adjektiva jeder Form anwendbare) Paradigma *kabir* (bezw. *kâbir*?) *kabrat*; *kabráta*; *kabrákû*; plur. *kabrû*, *kabrâ*; *kabratunû*; *kabrâni* als Kanon für die Perfekt- oder sogenannten Permansiv- 30 formen.“ „Man sieht, die älteste und eigentlich ursemitische Bildung des Perfekts war *x* (um damit das noch nicht fest ausgeprägte Verbalnomen, was hiefür zur Verwendung kam, zu bezeichnen), *x-t*, *x-ta*, *x-ku*, *xû*, *xâ*, *x-tunû*, *x-ni*. Dann

zweigte sich das Babylonisch-Assyrische ab mit seinen stets durch den betonten Bindevokal charakterisierten Formen (*kabrâta*, *kabrâku* etc.), während in den übrigen semitischen Sprachen als in noch einheitlicher Gruppe das Paradigma *kabâra* (intr. *kabira*, *kabura*), *kabârat*, *ḵabarta* etc. sich im 5 Laufe der Zeit ausbildete.“

Diese von HOMMEL schon im Jahre 1885 veröffentlichte Ansicht geht von der Voraussetzung aus, dass die Verbal-flexion aus der Zusammensetzung einer Nominalform mit gewissen Deutelaute erwachsen sei. Aber dann wäre der 10 dreifach verschieden vokalisierte Verbalstamm, wie wir ihn im Arab. (*qatala*, *qatila*, *qatula*) etc. finden, ein absolut neues Gebilde. Jedenfalls ging auch HOMMEL selbst in einem Nachwort, das er 1892 jener Auseinandersetzung hinzufügte (Aufsätze etc. 1, S. 108), zu der Meinung DE LAGARDE's 15 über, dass das Semitische drei Aussprachen des einfachen Grundstammes ausgebildet habe, die man durch *kabura*, *kabira* und *kabara* veranschaulichen könne. HOMMEL meinte nun 1892, dass zu der Zeit, wo das Babylonisch-Assyrische sich abgezweigt habe, erst die Formen *kabura* und *kabira* 20 bestanden hätten. Die letztere sei im Babylonisch-Assyrischen bevorzugt worden, und „der verschiedene Accent habe den so durchgreifenden Unterschied zwischen dem babylonisch-assyrischen und dem westsemitischen Perfekt bewirkt“ (S. 108). Aber ich halte es für natürlicher, dass 25 der Sprachtrieb gleich von vorn herein die aktive Seite des menschlichen Verhaltens durch den Vokal *a* charakterisiert hat, der aus der normal geöffneten Mundhöhle hervortönt (cf. arab. *qatala*), und dass die Formen mit *i* und *u* (arab. *qatila* und *qatula*) als Ausprägungen der Nebenseiten 30 des menschlichen Verhaltens sofort hinzutraten. Wenn ich dann weiter annehme, dass im Assyrisch-Babylonischen die Form mit *i*, die ein mediales, zwischen Aktivität und Passivi-

tät in der neutralen Mitte stehendes Verhalten der Menschen ausdrückte, in den Vordergrund trat, so machte sich damit nur eine relative Differenz innerhalb des Semitischen geltend. Diese Bevorzugung von *kabir*, um HOMMELS Beispiel bei-
 5 zubehalten, konnte durch die synkopierte Stammform begünstigt werden, die in *kabrat*, *kabrāta*, *kabrākū* etc. auftrat. Diese synkopierte Aussprache ferner wurde nicht sowohl durch die im Assyrischen allerdings weit herrschende Neigung zur Synkopierung kurzer Vokale (DEL., Ass. Gram. §. 37),
 10 sondern durch die Betonung des Bindevokals herbeigeführt. Aber wo lag wieder deren Quellpunkt? Diesen meine ich, in dem verständlichen Streben, Verbalstamm und Afformativ auseinanderzuhalten, gefunden zu haben (Lehrgeb. 2, 1895, S. 388).

15 Und die Analogie der Verba *רָאָה*, bei denen zwischen dem doppelkonsonantisch schliessenden Stamm und dem Afformativ sich naturgemäss ein betonter Vokal geltend machte, kann die Aussprache *kabrāta* etc. begünstigt haben. Wiederum eine Analogiewirkung des *ākū* von *anākū* „ich“ wird man nicht zu Hilfe rufen können, wie es
 20 mein früherer Kollege FRIEDR. PHILIPPI einmal im Gespräche mit mir that. Denn wenn dieses *ākū* überhaupt im Semitischen als Afformativ verwendet worden wäre, so würde es auch bei den Verben überhaupt und in andern semitischen Sprachen sich bewahrt haben. Ausserdem bliebe dann das *a* von *kabrāti* etc. unerklärt, und es müsste von der einen
 25 1. sing. hergeleitet werden. Ebendasselbe müsste bei *kabrat* etc. geschehen. Formen, wie *šarrāku* „ich bin Fürst“ und *ši-ihreku* „ich bin klein“, müssen nicht und können auch nicht zur Basis für die Erklärung der Verbalflexion gemacht werden. Sie dürften entweder auf Denominative zurückgehen oder überhaupt Analogiegebilde sein.

30 Über andere Probleme der Verbalflexion des Assyrisch-Babylonischen wolle man mein Lehrgeb. 2 (1895), S. 385 f. 387 f. 389 f. vergleichen! Die gleichzeitig und hinterher veröffentlichten Äusserungen von L. NIX (Zeitschr. f. Assy. 1895, S. 174 ff.), ERNEST LANDL (Die assyrisch-babylonischen Präsens- und Präteritalformen im Grundstamm
 35 der starken Verba [München 1896]), PHILIPPI (Theol. Litteraturztg. 1899, 27. Mai) und J. D. PRINCE (A critical commentary on the Book of Daniel 1899, S. 232 note) konnten meine Begründung nicht berücksichtigen oder haben es nicht gethan.

Daher muss ich urteilen, dass die Eigenheiten des assyrisch-babylonischen Semitisch dieses nur zu einer solchen Erscheinungsform des Semitischen stempeln, die mit den andern altsemitischen Sprachen parallel geht. Aber ich kann nicht anerkennen, dass das assyrisch-babylonische Semitisch dem Ursemitischen spezifisch nahe stehe, wie HOMMEL betreffs der Verbalbildung meint (Aufsätze etc. 1, S. 96. 116). Vielmehr muss ich behaupten, dass in den obigen Vergleichen (S. 42—45. 62—69) einige Erscheinungen des Assyrisch-Babylonischen ans Licht gestellt worden sind, die im Hinblick auf sichere sprachhistorische Entwicklungen zu dem Urteil führen, dass das Arabische dem Ursemitischen näher, das Assyrisch-Babylonische ihm ferner steht.

Das Gegenteil kann nicht durch solche Äusserungen bewiesen werden, wie sie bei A. H. SAYCE, Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschung (1886), S. 13 über die assyrische Schriftsprache stehen: „Das Alter der Denkmäler dieser Sprache, ihr Wortreichtum und grammatischer Ausbau, endlich das syllabarische Schriftsystem, das gleicherweise Vokale und Konsonanten wiedergibt, berechtigen sie, eine bevorzugte Stellung unter ihren Schwestersprachen einzunehmen.“

An dem Schema der semitischen Sprachen, das oben (S. 70) aus HOMMEL's „Aufsätze“ etc. 1, S. 96 zitiert wurde, ist auch das zu beanstanden, dass das Assyrisch-Babylonische einfach gleichmässig dem „Syro-phönico-arabisch“ gegenübergestellt wird. Da kommt die besondere Beziehung, die zwischen dem Assyrisch-Babylonischen und dem Phönizisch-Hebräischen waltet, nicht zu ihrem Rechte. Diese besondere Beziehung zeigt sich aber bekanntlich z. B. in lautlicher Hinsicht, weil beide Doppelgruppen die Sibilanten den assibilierten Dentalen des Arabischen und den dentalen Explosivlauten des (gewöhnlichen) Aramäischen vorziehen, wie ein Blick auf assyrisch-babylonisches „šalaltu, šelaltu (l = š)“ (DEL., Ass. Lesestücke 1900, S. 188), phönizisch-hebräisches šelošet etc., arabisches talâtatun und aramäisches

telâtâ lehrt. Ebendieselbe besondere Beziehung von Assyrisch-Babylonisch und Phönizisch-Hebräisch tritt uns bei der Form für „ich“ entgegen. Denn man findet assyr.-bab. *anâkû*, phön. אנכי und אנכי, hebr. אנכי. Gleich dem Assyrisch-Babylonischen entbehrt auch das Phönizisch-Hebräische meist die Kollektivbildungen, die im Arabischen und Äthiopischen vielfach den äusseren Plural ersetzen. Speziell die lexikalische Verwandtschaft zwischen Assyrisch-Babylonisch und Hebräisch ist von FRIEDR. DELITZSCH in seinen „Prolegomena eines neuen Hebräisch-Aramäischen Wörterbuchs“, S. 41 ff. erwiesen worden. — Übrigens darüber, wie z. B. תמר im Hebräischen gebräuchlich, aber im Assyrisch-Babylonischen ungebräuchlich sein konnte, s. o. S. 72 28ff. — Diese in mehrfacher Hinsicht einander ähnlichen Doppelgruppen Assyrisch-Babylonisch und Phönizisch-Hebräisch können mit dem Namen „Mittelsemitisch“ belegt werden.

Dazu gesellt sich übrigens das Altaramäische, das auf den Zengirli-Inschriften entdeckt worden ist. Denn auch auf ihnen und teilweise auf einigen kleineren altaramäischen Inschriften (s. u. S. 104) zeigen sich die erwähnten Sibilanten des Assyrisch-Babylonischen und Phönizisch-Hebräischen, und mit letzterem stimmt das Zengirli im Kausativstamm *haqtala*. Auch auf den Zengirli-Inschriften kommt ferner אנכי für „ich“ (neben אנכי) vor (D. H. MÜLLER, WZKM 1893, S. 54), während die im Samaritanischen neben *ána* auftretenden Formen *áni* und *anáki* wahrscheinlich hebräische Lehnwörter sind. Ausserdem grenzt im *s*-Laut des Pronomens der 3. Person und in andern Erscheinungen mit dem Assyrisch-Babylonischen das minäische Südarabisch zusammen — HOMMEL (Die altisrael. Überlieferung etc. S. 117f.) erinnert an den Kausativstamm *saqtala* (statt *haqtala*), an das babylonische Lehnwort „*satarâ*, schreiben“ (statt *kataba*) und manches andere mehr —, und sowohl in Bezug auf einen Teil der Sibilanten (vgl. z. B. äth. *šalastâ* „drei“) als auch in Bezug auf das Afformativ *kû* (*qatalakû* „ich tötete“) ist auch das Äthiopische verwandt.

Die nahe Beziehung, die zwischen dem Assyrisch-Babylonischen und dem Phönizisch-Hebräischen herrscht, ist besonders trefflich von STADE in seiner „Erneuten Prüfung

des zwischen dem Phönizischen und Hebräischen bestehenden Verwandtschaftsgrades“ (in „Morgenländische Forschungen“ 1875, S. 167—232) beleuchtet worden (S. 174ff.). Er hat gezeigt, dass Phönizisch und Hebräisch zwei Sprachen gewesen sind, die mit einander näher verwandt waren, als sie beide oder eine von ihnen einer andern semitischen Sprache standen, und dass beide in der „altkenaanäischen“ Sprache zur Zeit der Erzväter ihre gemeinsame Vorstufe gehabt haben¹. Er hat so die alten Überlieferungen über die Wanderungen der Phönizier, die nach ihrer eigenen Aussage (Herodot 1, 1; 7, 89) ἀπὸ τῆς Ἐρυθρῆς καλεομένης θαλάσσης weggezogen sind, und die Erzählungen bestätigt gefunden, nach denen Ur Kasdim (Gen. 11 28ff.) der Ausgangspunkt Abrams gewesen ist (STADE, S. 229ff.).

Diese Position ist auch nach meinem Urteil festzuhalten.² 15
Denn ich finde mehr als einen Beweis gegen die Meinung HOMMELS, dass „die Hebräer in der Zeit zwischen Abraham bis Josua einen rein arabischen Dialekt sprachen“ (Die altisr. Überlieferung etc. 1897 S. IX. 94. 101. 120. 217f. 276 f. 288¹. 305¹; The Exp. Times 1898, S. 235; 1900/1, S. 96b), 20

¹ Spuren dieser altkanaanitischen Sprache haben sich auch in den Briefen gefunden, die von palästinischen Kleinfürsten geschrieben und in Tell el-Amarna entdeckt worden sind (H. ZIMMERN, ZDPV XIII, S. 146 f. und Z. f. Assy. VI, S. 154ff.). Im Glossar zu „Keilinschr. Bibliothek“ V (ed. H. WINCKLER 1896) sind sie durch senkrechte Striche angezeigt.

² Die Nachrichten Herodots, Justins und anderer meint R. PIETSCHMANN, Geschichte der Phönizier (in ONCKENS Weltgeschichte etc.), S. 113 ff. als bedeutungslos hinstellen zu sollen. Er widerlegt allerdings die Vermutung GUTSCHMIDS, Herodot habe das „Meer von Edom (des roten Landes)“, also das Tote Meer, genannt bekommen und dieses aus Unkenntnis als Ἐρυθρὴ θάλασσα bezeichnet. Trotzdem meint er: „Im besten Falle haben Herodots und Justins Nachrichten ihren Ursprung in einer kanaanäischen Sage, in welcher eine Gegend am Toten Meere als Ausgangspunkt einer Völkertrennung betrachtet wurde“ (S. 119). Das ist unbegründete Skepsis.

aber keine Beweise, durch die diese Annahme begründet werden könnte.

Diese Meinung HOMMELS wird schon durch die spezielle Beziehung fraglich gemacht, die zwischen dem Assyrisch-
 5 Babylonischen und dem allein bekannten Hebräischen besteht (s. o. S. 77 25ff.). Seine Meinung hat auch die Überlieferung gegen sich, dass Abram aus dem Ur der Chaldäer auszog (Gen. 11 28. 31 15 7), auch wenn damit nicht ein Ort im südwestlichen Babylonien, sondern am oberen
 10 Tigris gemeint sein sollte¹. Übrigens auch in letzterem

¹ Auch die spätere jüdische Überlieferung liess Abraham von Babylonien ausgehen (Judith 5 6 f.; Buch der Jubiläen 11 3—15 12 15). Dagegen wendet GUNKEL im „Handkommentar“ zur Genesis (1901), S. 145 ein, dass „die Namen der Stammväter Abrahams, soweit sie durchsichtig sind, nicht in Babylonien, sondern im nördlichen Mesopotamien zu Hause sind (so Eber, Serûg etc.)“. Aber das AT lässt Abraham zwar von Arpachschad, bei welchem Namen mit grosser Wahrscheinlichkeit an die Arrapachitis (am oberen Zab) zu denken ist, abstammen (Gen. 10 22), jedoch erst als neunte Generation (11 10ff.). Das AT braucht also gar nicht aus dem Lande jenes Arpachschad den Abraham auswandern zu lassen. Ausserdem ist hinter Arpachschad (10 21) schon eine in der Generation des Peleg (10 25; 11 17) besuchte Station der Vorfahren Abrahams erwähnt, nämlich Babel (11 1—9). Ein Teil der Arpachschaditen kann auf ihrem von der Ἀβραπαχίτις aus südwestlich gerichteten Zuge in Mesopotamien sitzen geblieben sein (wie Serûg vielleicht). Ein anderer Teil kann weiter südlich gezogen und infolge jener Völkerzerstreuung (11 9) ein Gebiet südwestlich von Babel, eben Ur Kasdim, aufgesucht haben. Dessen südliche Ansetzung wird sodann auch nicht durch andere Stellen des AT verhindert. Denn נַחֲרָ (Gen. 22 22), ein Sohn von Abrahams Bruder Nachor, war also höchstens der Begründer einer nach Abraham lebenden Völkerschaft und kann nicht auf Kasdim hinweisen, aus deren Gebiet Abraham ausgewandert wäre. Ferner in Jes. 23 13 ist kein Sitz der Kasdim ausserhalb Babylonien erwähnt. Sodann erwähnt Xenophon (Anabasis 4 3, 4) Χαλδαῖοι, die mit andern Stämmen östlich vom nördlichsten Tigris, in der Ebene am Kentrites, dem Grenzfluss zwischen dem Karduchengebiet und Armenien, den Griechen gegenübertraten. Aber ihre Existenz ist nicht zweifellos. Denn schon Strabo sagt (12 19) einfach: „Οἱ δὲ νῦν Χαλδαῖοι Χάλυβες τὸ παλαιὸν ὄνο-

Falle liesse sich die besondere Verwandtschaft verstehen, die zwischen dem assyrisch-babylonischen Semitisch und dem Hebräischen besteht. — Gegen HOMMELS Meinung spricht ferner der Umstand, dass in den Erzählungen über den Verkehr der Erzväter und ihrer Verwandten mit den Kanaanitern nichts von einer sprachlichen Verschiedenheit derselben erwähnt ist. — Besonders wichtig ist aber STADE's Nachweis (a. a. O. [s. o. S. 79 3], S. 202—230), dass „das Hebräische nicht vom Phönizischen abstammen kann“ (S. 214), und dass ebenso wenig „das Phönizische dem Hebräischen entstammt“ (S. 214—229), sondern dass beide höchst ähnliche und doch verschiedene Dialekte aus einer gemeinsamen älteren, der altkanaanitischen, Sprache erwachsen sind, und dass die Hebräer diese Sprache mit „nach Palästina brachten“, wie auch „sämtliche Namen der hebräischen Sage gut hebräisches Sprachgut sind“ (S. 232).

Hat aber HOMMEL Gründe gefunden, die seinen Satz, dass die Israeliten bis zu Josuas Zeit einen rein arabischen Dialekt gesprochen hätten, stützen? Wenn ich alles zusammenfasse und einigermaßen systematisch ordne, was er an verschiedenen Orten für seine Annahme vorgebracht hat, so ist es das Folgende:

μᾶλ' ὄντο“, und wenn neuerdings (Verhandlungen der Berl. Anthropolog. Gesellschaft 1893, S. 64) die ältesten Bewohner Armeniens als Chaldeer bezeichnet worden sind, so gab es zwar einen Götterherrn *Haldi-š(e)* bei den Armeniern (P. JENSEN, ZDMG 1894, S. 476), aber „für Altarmenisch sagt man neuerdings ohne genügenden Grund Chaldisch“ (ebd. 434). Und will man mit KRITTEL (Gesch. der Hebräer 1, S. 165) endlich darauf Gewicht legen, dass bei der nördlichen Ansetzung von Arpachschad (= Arrapachitis) und bei der südlichen Ansetzung von Ur Kasdim die Vorfahren Abrahams erst südwärts und dann wieder nordwestwärts gezogen sind? Dies kann nichts entscheiden. Denn einen ähnlichen Zug haben die Hebräer erst nach Ägypten und dann wieder zurück gemacht.

- a) Im Minäischen, einem Dialekt, der durch Inschriften in Südarabien und auch nördlich zu el-Öla bekannt geworden ist, wird das Zeichen des Spiritus asper (ה) auch im Innern von Worten als Vokalzeichen gebraucht. Dies wurde zwar von PRÄTORIUS (ZDMG 1888, S. 57) und anderen bestritten, aber von HOMMEL in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft in Berlin“ (1897), S. 258 ff. genauer bewiesen. Man liest dort z. B. אַנְתָּת 'anatāt (S. 261). — Nun kommt in der Mēšaz-Inschrift, Z. 8 (und 30?) der moabitische Stadtname מְדֵבָא vor. HOMMEL meint (Die altisr. Überl. etc., S. 276), dies habe „Meh-deba“ lauten sollen. Ich aber meine, dass jene Konsonanten den Namen Mähdeba enthalten sollten, wie der Ort jetzt im Neuarabischen Mâdeba genannt wird, und dass der erste Bestandteil, dieses Namens das Wort mäh(un) „Wasser“ war. Wie nun als Bezeichnung des Wassers neben dem arabischen mā' und mäh das sabäische maw und das äth. maj stand (siehe weiter in meiner Syntax § 259 d), so auch das hebr. mai(im), mâ, und so kann die hebr. Form jenes Stadtnamens, nämlich Mâdeba (מֵדֵבָא Num. 21 30 Jos. 13 9. 16 Jes. 15 2 1 Ch. 19 7), entstanden sein. — Gegen HOMMELS Annahme, dass jenes מְדֵבָא „Meh-deba“ lauten sollte, sprechen auch folgende Umstände: e ist überhaupt kein ursprünglicher Vokal. Er wird auch in der assyrischen Schrift durch die Vereinigung des Zeichens von a und des Zeichens von i ausgedrückt. Er ist in der Mēšaz-Inschrift sonst nicht durch ה im Wortinnern angezeigt, wie die Vergleichung von מֵשֶׁע (Z. 1 und 3) mit מִשֶּׁע (2 K. 3 4) lehrt. HOMMEL meint aber, dass auch in אֲבִרָה, welches anstatt אֲבִרָה von Gen. 17, 5 an gebraucht wird, das ה ein Vokalzeichen sei (Die altisr. Überl. etc., S. 277; Mitteilungen der Vorderas. Ges. 1897, S. 211). Indes doppelte Benennungen von Personen und Modifikationen ebendesselben

Namens treten auch sonst in der hebräischen Litteratur im Zusammenhang mit den Stufen des religionsgeschichtlichen Fortschrittes auf: Man denke an Sarai und Sarah (Gen. 17 15), Esau und Edom (25 30), Jakob und Israel (32 29) Hoše³ und Jehošû³ (Num. 13 16) etc. Nun konnte Abrâm, 5 da sein zweiter Bestandteil kein Substantiv ist, mehr undurchsichtig werden, als z. B. Abnêr und Abšalom (1 Sam. 14 51 etc.). Deshalb konnte durch eine Art von sogenannter Volksetymologie eine Umbildung von Abrâm in Abraham entstehen, wie es in der That in Gen. 17 5 b an- 10 genommen ist. Die Meinung HOMMELS ist weniger wahrscheinlich. Denn wenn der Name des ersten Patriarchen in ganz altertümlicher Form bewahrt worden wäre, und man beim zweiten Bestandteil dieses Namens sogar eine seltsame Orthographie vererbt hätte, weshalb wäre dann 15 nicht auch der erste Bestandteil dieser Benennung in seiner älteren Form *abî* (cf. *Abîrâm* Num. 16 1 etc.) bewahrt worden? Überdies warum hätten die Hebräer das ם als Vokalzeichen im Wortinnern nur bei diesem einzigen Namen (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 345) erhalten? 20

Zur Verstärkung seines orthographischen Arguments fügt aber HOMMEL hinzu, dass die Verwendung des ם als eines Vokalzeichens dem Phönizischen gänzlich fehle (Die altisr. Überl. etc., S. 276). Aber in den phönizischen Inschriften wird ein Vokalbuchstabe, und zwar auch am 25 Wortende, überhaupt äusserst selten und jedenfalls noch sparsamer, als auf dem Mêšaz-Stein oder in den Zengîrli-Inschriften gesetzt. Denn z. B. findet man in den phönizischen Inschriften stets ם „denn, weil“ statt des ם der Mêšaz-Inschrift, Z. 4 etc. Ferner wurde auch ם ohne ם geschrieben, 30 um sowohl „er baute“ als auch „sie bauten“ auszudrücken. Es haben ja doch die Griechen, die nach ihrer eigenen Erzählung (Herodot 5 58) und trotz des auslautenden α vom

Buchstabennamen $\alpha\lambda\phi\alpha$ etc. die Schriftzeichen den Phöni-
ziern entlehnten (mein Lehrgeb. 1, S. 26 f.; NÖLDEKE, ZDMG-
1878, S. 492), den Spiritus asper als Vokalzeichen gewählt.
Ferner sind die uns erhaltenen phönizischen Inschriften
5 gleichzeitig mit den späteren Teilen des AT. Folglich muss
man in Bezug auf das phönizische מְקָנָא „Besitz“ sich daran
erinnern, dass dem מְקָנָא von 1 K. 10 28 die Form מְקָנָא in 2 Ch.
1 16 parallel geht (vgl. weiter mein Lehrgeb. 2, S. 347), und
das auslautende א vieler phönizischer Ortsnamen, wie לְאֶרְכָא ,
10 kann auch auf Nachahmung der aramäischen Form dieser
Namen beruhen. Denn im Zengîrli begegnet auch schon חֶמָא
„Zorn“ (Hadad-Inschrift 33), und so finden wir חֶמָא auch in
Dan. 3 13 19 11 44 und überdies קִרְיָא etc. auch in Esr. 4 15 Dan.
2 14 3 10 6 17 etc. Auf jeden Fall aber würde die Sitte, das ה als
15 Vokalzeichen im Wortinnern zu verwenden, wenn sie in Bezug
auf מִדְבָּרָא und אֲבִרְהָם anerkannt werden könnte und aus Ara-
bien hergeleitet werden müsste, doch nur eine altertümliche und
arabisierende Schreibgewohnheit der Moabiter und Hebräer
beweisen, aber auf demselben Mêsâ-Stein, der in der Ortho-
20 graphie arabisieren soll, steht nur das nicht-arabische 'anôkhî
für „ich“ und zwar fünfzehn Mal, und jene Schreib-
gewohnheit könnte auf keinen Fall begründen, dass die
Hebräer von Abraham bis Josua einen rein arabischen
Dialekt sprachen.

25 b) Aus dem grammatischen Gebiete machte HOMMEL
folgendes geltend:

a) Er behauptet: „ 'anî = „ich“ (neben dem ursprüng-
lich kanaanitischen 'anôkhî) ist die israelitische Form (Die
altisr. Überl. etc., S. X) und ist ein Arabismus“ (The Ex-
30 pository Times 1898, S. 235). Nun tritt aber 'anôkhî und
nur dieses gerade im Dekalog (Exod. 20 2 5 || Deut. 5 6 9),
also in einem Teile des AT auf, der den Anspruch erhebt,
aus der Zeit Josuas zu stammen, bis zu welcher die Israe-

liten nach HOMMEL „einen rein arabischen Dialekt gesprochen haben sollen“. Kann HOMMEL gegenüber diesem Widerspruch, den die Litterargeschichte des AT gegen seine Annahme erhebt, zu dem Satze „dass nach der Besitzergreifung des Westjordanlandes natürlich eine Umschreibung, Übersetzung und wohl auch Umarbeitung der heiligen Dokumente stattfand“ (Die altisr. Überl., S. 277) sich flüchten? Nein. Denn wenn das — angeblich arabische — *'anī* die bis zu Josuas Zeit allein gebräuchliche Form gewesen wäre, so würde es in der ersten Zeit nach Josua die vorherrschende gewesen und erst allmählich immermehr durch *'anōkhî* in den Hintergrund gedrängt worden sein. Aber der Prozess des Sprachgebrauchs zeigt den entgegengesetzten Verlauf. Denn *'anōkhî* stand nach Josuas Zeit noch lange im Vordergrund des Sprachgebrauchs, und *'anī* wurde erst viel später bevorzugt, wie ich in meiner „Einleitung ins AT“ an den chronologisch auf einander folgenden Prophetenschriften und allen Büchern des AT nachgewiesen habe (S. 168 etc. 307 [bei Amos finden sich zehn *'anōkhî* und nur ein *'anī*]. 311 etc. 432. 571).

Ausserdem ist *'anī*, mag auch dessen Ursprung zweifelhaft sein, kein „Arabismus“. Im Lehrgeb. 2, S. 367 habe ich für den Ursprung des *'anī* aus *'anaja* plädiert, weil daraus sich, wenn nicht die Tigriñaform (s. u. S. 86 sf.), so doch die amharische Form für „ich“ erklärt. Die Entstehung von *'anī* kann auch durch die Existenz der auf *î* auslautenden und so häufigen Formen *nī* „mich“ und *ī* „mein“ begünstigt worden sein. Man kann auch an das *î* des assyr. (a)*nîni*, (a)*nînu*, wir“ (Del., Ass. HWB, 1896, S. 183a; Ass. Lesestücke 1900, S. IX) erinnern — das im Samaritanischen neben *āna* auftretende *āni* (PETERMANN, Gram. 30 Sam. II, § 1) ist ebenfalls sekundär —; aber das hebräische *'anī* ist kein „Arabismus“. Denn im Arabischen lautet die Form für „ich“ *'anā*. So heisst sie auch im Minäo-

Sabäischen (HOMMEL, Süd-arab. Chrestomathie 1893, § 13). Nur in gewissen Mundarten (WETZSTEIN, ZDMG 22, S. 119) und in gewissen Verbindungen (SPITTA, Gram. des arab. Vulgärdialektes in Äg., S. 72f.) zeigt sich auch *ani*, wie
 5 z. B. in *ādīni*. Diese Aussprache dürfte wesentlich durch das Streben, die Form *'anā* den Suffixen *ni* und *i* anzunähern, begünstigt worden sein. Wenigstens war auch im Äth. die Form *'ānā* gebräuchlich, bis im Tigrīna „*anē*¹ neben dem seltenen *ana*“ und im Amharischen *enē* (*ēgnē*)²
 10 entstand (PRÄTORIUS, Die amhar. Spr. § 87 c). — Gleich dem Zengīrli (S. 78 28) konnte das Hebr. zwei Formen für „ich“ haben, und *'ani* konnte in der Entwicklung des Hebr. selbst auf die angegebene Weise entstehen, wie sich im Arabischen dialektisch *ani* ausbildete, und wie die späteren
 15 Fortsetzungen des Äthiopischen die Formen *āne* etc. zeigen.
 β) HOMMEL meint, dass seine Aufstellung durch „die Frage *man hū* Exod. 16 15“ unterstützt werde. Er übersetzt „was ist das?“, muss aber selbst hinzufügen, dass es „eigentlich *wer* ist das?“ bedeute. Denn *man* heisst im
 20 Arab., und zwar auch im Minäo-Sabäischen (HOMMEL, Süd-arab. Chrestomathie 1893, § 18) „wer“, wie übrigens schon Symmachus mit *τίς* übersetzt hat, und auch z. B. G. HOFFMANN bemerkt in der Zeitschr. f. Assyrl. (1896), S. 214: „من, *ḥ* Exod. 16 15 bezeugt *wer*, nicht *was*.“ Übrigens konnte
 25 *man hū* ursprünglich heissen sollen: „Man ist das“ (cf. FIELD³ ad locum: Ἄλλος μὲν αὐτό), und darin konnte eine Nachahmung eines ägyptischen Wortes *mannu* oder *mennu* (EBERES, Durch Gosen zum Sinai², S. 236) liegen, wie ja dasselbe Produkt bei den modernen Arabern der Sinaihalbinsel

¹ Bei DE VITO [s. o. 272] § 54 steht vielmehr „*āi āne*“.

² Bei GUMI, Gr. amarīna § 7b steht „*āi ēniē*“.

³ F. FIELD, Origenis Hexaplorum quae supersunt (Oxonii 1875).

mann(un) heisst. Indem dieser mögliche ursprüngliche Sinn „Man ist das“ aus dem Bewusstsein verschwand, konnte der epexegetische Satz „denn sie wussten nicht, was es war“ eingeschaltet werden.

γ) Weiter sagt HOMMEL: „הוֹלִיד = zeugen (neben יָלַד ist 5 ein Arabismus“ (The Expository Times 1898, S. 235). Nämlich יָלַד steht im Sinne von *genuit* in Gen 4 18 (3 mal) 10 8 13 15 24 26, 22 23, 35 3 (vgl. weiter meine „Einleitung ins AT“, S. 168f., 229f.), aber derselbe Begriff wird durch הוֹלִיד an folgenden Stellen ausgedrückt: Gen. 5 3—32, 6 10, 11 11—27, 10 17 20, 25 19, 48 6; Lev. 25 45; Num. 26 29; Deut. 4 25, 28 41, und הוֹלִיד wird auch in 1. Ch. 1 34, 2 10 etc. („Einleitung ins AT“, S. 229f.) bevorzugt. Also der Gebrauch von הוֹלִיד war faktisch der spätere, und auch psychologisch ist es ganz verständlich, dass später eine Differenzierung des Ge- 15 brauches von יָלַד eintrat, und dieses für den weiblichen Akt reserviert wurde, aber der männliche Akt später durch den Verbalstamm הוֹלִיד ausgedrückt wurde, der „gebären lassen“ bedeutet. Manche Analogien solcher Differenzierung des Sprachgebrauchs, die man in meiner Syntax § 246 b c. 247 20 gesammelt findet, bestätigen dies. Auf jeden Fall kann das alttestamentliche Nebeneinanderstehen von יָלַד und הוֹלִיד kein „Arabismus“ genannt werden. Denn ebenso stehen im Assyrischen וָלַד, was ebenfalls „gebären“ und „erzeugen“ bedeutet (DELITZSCH, Assy. Gram. § 111; Lesestücke 1900, 25 S. 164a), und der davon nach der Form *ṣaqatal*, die mit הוֹלִיד korrespondiert, gebildete Kausativstamm neben ein- 15 ander (DEL., Assy. HWB, S. 253). Ebenso verhalten sich im Äth. *walāda* „peperit et genuit“ und *ʾaulāda* „genuit“ zu einander, und die gleiche Erscheinung finden wir in 30 mehreren Zweigen des Aramäischen (cf. LEVY, Targumwörterbuch s. v. יָלַד; BROCKELMANN, Lex. Syr. s. v. اَلَدَ).

δ) Auf die Verbalflexion bezieht sich HOMMELS Meinung,

- dass er seine These durch den folgenden Satz stützen könne „Noch Mose sprach den neuen Gottesnamen nicht, wie das Kanaanitische, *Jihje*, sondern, wie das Reinarabische, *Jahwe* aus“ („Moses still pronounced etc.“ cf. The Expository Times 1900/1, S. 96b). Aber *hawa* war keine dem Arabischen angehörende Form des Zeitwortes für „sein“, während wir sie dagegen sowohl im Hebräischen (Gen. 27 29 etc.) als auch im Aramäischen treffen. Ferner der Vokal *a*, der dem *J* in *Jahwe* folgt, wird auch in den Imperfektformen des Zeitwortes *יהיה* (Gen. 4 1 etc.) und ebenso in dem Nomen *יהלם* (*jahalom*) gesprochen. Folglich konnte dieser Vokal auch in dem Eigennamen *Jahwe* bewahrt werden, zumal Eigennamen leicht ältere Sprachformen bewahren.
- 15 ε) Die Gebiete der Verbal- und der Nominalflexion werden in folgender Bemerkung HOMMELS gestreift: „Sprachlich bildet das Moabitische eine Art Mittelglied zwischen dem Minäischen und dem Kanaanitischen, vgl. z. B. die Plurale *מלכין, ארבעין, נברין* und die Duale *קריתין* und *רבלתין*, denen nur einmal der hebr. Plural *צדרים* gegenübersteht, oder den Verbalstamm *הלתחם*“ (Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellsch. in Berlin 1897, S. 268). Um mit dem, was zuletzt erwähnt worden ist, zu beginnen, so existiert der Verbalstamm *ifte3al* auch im Assyrisch-Babylonischen (DEL., 25 Ass. Gr. § 83; *iktúšad* etc. Ass. Lesestücke 1900, S. X). Also kann *הלתחם* nicht einfach ein Hinweis aufs Arabische genannt werden. Ferner die Pluralendung *in* in *מלכין* etc. (Méša3-Inschr. Z. 4 etc.) ist kein sicherer Hinweis auf das Minäische. Denn das — ältere — *in* zeigt sich vereinzelt 30 auch im Hebr., und zwar auch in so alten Stücken, wie das Deboralied (cf. *מדין* Ri. 5 10) ist, ferner im Zengîrli, wo man z. B. in der Bauinschrift, Z. 10 ebenfalls *מלכין* liest. Sodann die Dualendung mit auslautendem *n* existiert

auch im Hebr. Man vergleiche über דתן (Gen. 37 17b) ן דתן (18a) etc. in meinem Lehrgeb. 2, S. 436 (und dazu Syntax § 257a!), und dort ist auf S. 437 auch das הנזרם der Mēša-Inscr. diskutiert.


c) Eine Stütze für seine These findet HOMMEL auch in 5 der Übereinstimmung, die er in der Bildung der südarabischen und der ältesten hebräischen Eigennamen beobachtet haben will (Die altisr. Überl., S. 276, Anm.). Er meint nämlich beobachtet zu haben, dass „die hebräischen Eigennamen bis Josua das gleiche Gepräge haben, wie die arab. 10 der Hammurabidynastie und die südarabischen“ (S. 225).


Bei der Prüfung dieser These soll nicht davon ausgegangen werden, dass aus Gründen, die ich selbständig gewonnen zu haben meine (vgl. meine „Einleitung ins AT“, S. 187—244), die jehowistische Pentateuchschicht mir mit 15 vielen andern Forschern früher fixiert zu sein scheint, als die esoterisch-priesterliche Pentateuchschicht, was ich als ihre Benennung vorgeschlagen habe, oder der Priesterkodex, wie man meistens sagt. Nein, unabhängig davon soll der Wert bestimmt werden, den HOMMELS letzterwähnte Be- 20 hauptung für die Erweisung seiner These von der arabischen Ursprache Israels besitzt.

Welches also ist das besondere Gepräge der arabischen Eigennamen der Hammurabidynastie und der südarabischen Inschriften?


25

„Die südarabische Namengebung in ältester Zeit kennt eigentlich nur mit *ilî* ‚mein Gott‘ zusammengesetzte Eigennamen“ (Die altisr. Überl., S. 80 f.), oder es tritt dafür *abî* „mein Vater“, *‘ammî* „mein Oheim“ etc. auf (S. 83). Aber weisen diese Momente, wenn sie in hebräischen Eigen- 30 namen gefunden werden, sicher auf Südarabien hin? *ilu* „Gott“ war ja auch assyrisch-babylonisch, wie 𐎎𐎵 auch in den Zengîrli-Inschriften gefunden worden ist (Hadad-In-

schrift, Z. 2. 11. 18). Die Vermeidung der einzelnen Götternamen, die in assyrisch-babylonischen Eigennamen gelesen zu werden pflegen (Die altisr. Überl., S. 62), brauchte bei den Abrahamiden nicht daher zu rühren, dass sie die Bildung der Eigennamen der — arabischen — Hammurabidynastie oder der Südaraber nachahmten. Diese Vermeidung der Götternamen konnte bei den Abrahamiden aus ihrer religionsgeschichtlichen Stellung folgen. Ferner 3am(m) „Oheim“ ist von den Hebräern nicht ganz sicher aus dem Arabischen entlehnt, da ja wenigstens die feminine Form  „Tante“ auch im Syrischen existiert, und daher auch die maskuline Form 3am(m) eine weitere Verbreitung im Semitischen besessen haben kann.¹

Anders läge die Sache, wenn bei dem 3am(m) hebräischer Eigennamen an „عم 3Amm, den katabanischen Hauptgott“ (HOMMEL, Aufsätze etc. 2 [1900], S. 149f.) zu denken wäre. HOMMEL freilich findet den Namen des Gottes 3Amm wenigstens in dem Namen der 3Ammoniter als der *benê 3Ammon* (Gen. 19 38). „Ist ja doch 3Ammon (aus 3Ammân) ursprünglich nur 3amm mit dem südarabischen Artikel *ân*“ (S. 155). Es sei, bemerkt er weiter, „analog einem minäischen “, also *'elâhân* „der Gott“. Der Artikel soll an der Vokalerdrückung teilgenommen haben? Auch hätten die 3Ammoniter den Gott 3Amm, nach welchem sie benannt gewesen sein sollen, ganz vergessen? Denn von einem 3ammonitischen Kult des 3Amm ist doch nichts bekannt.

Dies dürfte genügen, um HOMMELS drittes Argument als kraftlos zu erweisen, und ich füge dazu nur noch einen Satz aus BUCHANAN GRAY's eingehender Studie über „The

¹ Dass  in der nabatäischen Inschrift CIS 2, 182 (reproduziert bei LIDZBAŃSKI, Handbuch der nordsem. Epigraphik 1898, S. 450, Z. 2) „Ahne“ bedeutet, urteilt LIDZBAŃSKI, S. 499, und vergleiche (*amîlu ammi* „meine Verwandten“ in den Tell el-Amarna-Briefen 45 32.

character of the proper names in the Priestly Code“ („The Expositor“ 1897, S. 173—190), nämlich „The same preference for prefixing the divine element, which we find in early South Arabian names and in Hebrew names referred to the earliest periods by writings other than Priestly Code and Chronicles, prevailed in Babylonia“ (S. 185).

Dieser angeblich arabische Charakter der ältesten Sprache Israels soll sich übrigens gerade in der Pentateuchschicht zeigen, die man den Priesterkodex zu nennen pflegt (HOMMEL, Die altisr. Überlieferung, S. XI etc.). Ausser den oben diskutierten „Arabismen“, der „minäischen“ Orthographie von מִרְיָם Gen. 17 5, dem angeblich arabischen 'ani „ich“ etc., erwähnt HOMMEL noch folgende „südarabische“ Elemente dieser Pentateuchquelle.

Gleich in Gen. 1 1 soll *bara'* auf das „sabäische *bara'a*, bauen, fundamentieren“ (S. XI, Anm. 1) hinweisen. Aber *bara'* existiert auch im Phönizischen (= „schneiden, bilden“ bei BLOCH, Phön. Glossar s. v.), im Assyrischen und Aramäischen, kann demnach als gemeinsemitisch angesehen werden.

Ferner „*berît*, Bund, Vertrag“ (Gen. 6 18 etc.) soll seine „nächste Parallele“ im „äthiopischen (d. i. ursprünglich hadhramautischen, ZDMG 46, S. 536 f.) *ebrêt* „abwechselnder Dienst, Funktion“ besitzen“ (HOMMEL, l. c., S. XI). Indes wird doch folgendes Zweifache zugegeben werden müssen. Einerseits weist die hebräische Redensart *karat berît* „schneiden einen Bund“, die mit ὄρχια τέμνειν κτλ., foedus icere oder ferire und כָּרַךְ, כָּרַךְ (Peš. Hos. 12 2) zusammenstimmt, auf „Schneidung, Schlachtung, Opferung x. é., d. h. Bundesschliessung“ als die Grundbedeutung von *berît* hin. Andererseits besitzt der erwähnte äthiopische Ausdruck *ebrêt* doch nicht den Begriff „Bund“ und kann sich erst später entwickelt haben. — Neuestens meint HOMMEL (The Expository Times 1901, S. 239) *berît* sei nur zu vergleichen („is to be compared“) mit dem erwähnten äthiopischen *ebrêt*, und *berît* „Bund“ hänge zusammen mit dem „babylonisch-assyrischen *ina bîri*, *ina bîrit* „zwischen““ (hebr. בֵּין, arab. *baina* „zwischen“). Also während im Hebräischen der Ausdruck für „zwischen“ (*bên*) sein altes *n* bewahrt hat (vgl. das Verb בָּן „unterscheiden etc.“), soll in demselben Hebräisch ein Substantiv existieren, das mit dem assyrisch-babylonischen *bîri* zusammenhängen soll, worin, wie schon P. HAUPT richtig in SCHRADER'S „Keilinschriften und AT“, S. 499 vermutete, das in andern semitischen Sprachen beim Ausdruck für „zwischen“ dargebotene *n* in die Liquida *r* übergegangen ist. Ausserdem würde dann zwischen *b* und *r* ein langer Vokal erwartet.

- Sodann das in PC häufig (Exod. 25 30, 27 20, 28 29 f. 38 etc. etc.) angewendete Wort *tāmīd* (אָמִיד), welches anerkanntermassen „Dauer, Beständigkeit“ bedeutet, wird nach HOMMEL (Die altisr. Überlieferung, S. 17) „nur durch das Arabische erklärt (arab. *ta'mīd* „Festsetzung“, „amād „Termin, Ewigkeit“). Da nimmt er also an, dass der Spiritus lenis vernachlässigt worden ist, während doch אָמִיד etc. gesprochen und geschrieben ist. Ausserdem bedeutet das arab. *ta'mīdun* „Terminsetzung, Beendigung“ und kommt also auch begrifflich nicht mit dem hebr. *tāmīd* „Dauer, Beständigkeit“ überein. Letzteres 10 stammt von אָמִיד, welches als Pendant zu אָמִיד (cf. אָמִיד etc. in meinem Lehrgeb. 2, S. 136, Z. 2) sehr leicht existiert haben kann.

- Weiterhin *ṣōlā* „Brandopfer“ deutet er als „arab. *ghālīyat*, eine Art von Rauchwerk, Nebenform *ghalwā*, vgl. auch das Verbum *ghālā* vom Brodeln der Fleischöpfe, dessen Partizip *ghālī* „fettes Fleisch“ 15 bedeutet“ (Die altisr. Überl., S. 279). Aber auch dies dürfte nicht sicher sein. Die *ṣōlā* bezeichnet viel wahrscheinlicher „Aufsteigendes z. ṣ. ṣ.“, vgl. arab. *ghalā*(u), was auch „in die Höhe steigen“ bedeutet. Die *ṣōlā* bezeichnet keineswegs wahrscheinlich „Brodelndes z. ṣ.“. Denn das arab. *ghālā*(i) wird vom Subjekte „Topf“ gesagt, aber beim 20 „Brand- oder Ganzopfer“ handelte es sich gerade nicht um den Topf, und bei dieser Opferart (Lev. 1 3—17, 6 2—6) war das Fett eine Nebensache und jedenfalls kein so wichtiges Element, dass von ihm mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit die Benennung dieser Opferart hergenommen worden wäre.

- 25 Endlich über 'azkara (אֲזָכָרָה) Lev. 2 2 9 16, 5 12, 6 8, 24 7, Num. 5 26 bemerkt HOMMEL (l. c., 279 f.): „Schon die Form ist unhebräisch; es ist ein innerer Plural (*azkār*) von *zakar* (arab. *dhakar*) und bedeutet die männlichen (d. i. besten) Sorten des Weihrauches, worüber uns die arabischen Nationalwörterbücher den erwünschtesten Aufschluss geben 30 (vgl. *dhukār al-tīb*, *al-dhikārat* und *al-dhukūrat*)“. Dieser Punkt ist schon von BAENTZSCH im „Handkommentar“ zu Exodus-Leviticus (1900), S. 315 treffend mit folgenden Worten beleuchtet worden: „Aber die Azkara besteht nicht bloss aus Weihrauch, in 5 11 sogar nur aus Mehl, und in 24 7 ist gesagt, dass der Weihrauch zur Azkara dienen 35 soll“. Nebenbei bemerkt, habe ich bei meiner Übersetzung „quod odorem spargit“ (Lehrgeb. 2, S. 181) mich auf Saadja's Äquivalent فَوْح (*fauḥun*, Geruch) und auf SCHULTENS' Bemerkungen zu Prov. 10 7 gestützt (cf. אֲזָכָרָה Jes. 66 3).

- Also auch nicht durch diese Deutungen konnte HOMMEL einen 40 arabistischen Charakterzug der Pentateuschicht EP (vulgo PC) erweisen. Ein solcher Charakterzug würde auch nicht mit der sprachgeschichtlichen Eigenart harmonieren, die der Pentateuschicht EP nach andern Elementen zukommt. Von diesen seien z. B. folgende

hervorgehoben: die Imperfektendung *ûn* findet sich in Gen. 8 3 f., 18 18—32, 32 5 20, 43 32, 44 1 23; Exod. 1 22, 3 12 21, 4 9 15, 5 7, 9 28 30 etc., 34 13; Num. 11 19, 16 28 f., 32 7 15 20 23; Deut. 1 17 f. 22 29, 2 25, 4 6 10 f. 16 26 28, 5 16 20 30, 6 2 f. 14 17, 7 5 12 25 8 1 19 f., 11 22, 12 1—4 8, 13 5 12, 17 13, 18 1 15, 30 18, 31 29, 33 11. Sogar wenn die Beibehaltung dieser alten Endung *ûn* teilweise durch das Streben, den Hiatus zu vermeiden, und teilweise durch den Satzton veranlasst sein dürfte (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 482. 539), so bleibt doch folgendes die Hauptsache. Diese Endung *ûn* wird in so alten Partien, wie Exod. 15 (das „Meerlied“), 20 (der Dekalog), 21 f. (das Bundesbuch) gefunden, aber 10 nicht in den Abschnitten des Pentateuch, die schon auf Grund anderer Anzeichen dem PC zugewiesen worden sind. Ebenso wenig trifft man diese Endung *ûn* in den Büchern Esra, Nehemia, Esther, Daniel. — Ferner wird der Infinitiv durch ein Nomen, das mit *m* beginnt, in Teilen von PC (Num. 4 24, 10 2), wie in (Deut. 10 11) Hes. 17 9, 36 5 15 (1. Ch. 6 16 b, 29 11 b), 2. Ch. 19 7 (20 25, 35 3) ersetzt. — Sodann die Zahl „elf“ wird vor männlichen Zählobjekten durch *achad âsâr* in Gen. 32 23, 37 9, Deut. 1 2, aber durch *âštê âsâr* in Num. 7 72, 29 20, Deut. 1 8, Sach. 1 7, 1. Ch. 12 13, 24 12, 25 18, 27 14 ausgedrückt, und dieses *âštê âsâr* entspricht dem assyrisch-babylonischen *is-ten-eš-rit* 20 = „elf“ (DEL., Assy. Gram. § 75). Folglich spiegelt sich in dieser Pentateuchschicht PC eine spätere Stufe der hebr. Sprachentwicklung und wahrscheinlich assyrisch-babylonischer Einfluss wieder. — Wie dazu andere Charakterzüge dieser Pentateuchschicht stimmen, kann man aus meiner „Einleitung ins AT“, S. 229—240 ersehen. 25

Zur Charakteristik der Pentateuchquelle PC hat auch BUCHANAN GRAY im „Expositor“ 1897, S. 186 f. einen kleinen Beitrag gegeben. Seine Worte sind so zu übersetzen: Die in Num. 1 gegebene Liste enthält Namen (Ochran, Enan), die auf *an* auslauten, was eine arabische Endung ist. Aber in derselben Liste haben wir Nachšon und Chelon, die auf die entsprechende hebräische Endung *ôn* auslauten. In Bezug auf diese Fälle macht HOMMEL (Die altisr. Überlieferung, S. 300) nur die Bemerkung, dass „die Endung *ôn* bereits eine Kanaanisierung der ächt arabischen Endung *ân* darstellt“, und vielleicht will er auch darauf seine Andeutung von dem „regen Verkehr zwischen Kanaan und Ägypten“ (S. 301) bezogen wissen. Aber sind nicht die Formen mit Šaddaj, die sich ebenfalls in Num. 1 finden, rein hebräisch oder kanaanitisch und nicht arabisch? Die arabische Form würde mit *s* beginnen. Ferner ein Name, wie Nethanel ist nicht arabisch, da die arabische Sprache den Begriff „geben“ nicht durch *nathan* bezeichnet. Der entsprechende arabische Name ist *Wahab-ilu*. Viele von den in Num. 1 enthaltenen Namen sind nicht bestimmt als arabisch, oder als kanaanitisch-hebräisch zu erkennen; aber die 30

entschieden kanaanisch-hebräischen übertreffen die entschieden arabischen beträchtlich an Zahl. Soweit B. GRAY.

Dass die Pentateuchschrift PC einen arabisierenden Charakter trüge, ist endlich auch deshalb wenig wahrscheinlich, weil das, was 5 im sonstigen hebräischen Sprachgebrauch „Arabismus“ genannt werden darf, einen sehr beschränkten Umfang besitzt.

Denn die Perfektendung *ʾn* (Deut. 8 3 16; ?Jes. 26 16) ist zwar für das Assyrische (DEL., Ass. Gram. § 111; Ass. Lesestücke 1900, X) und Aramäische (cf. z. B. MEYER, Gram. Syr. § 59), aber nicht für das Ara-
10 bische konstatiert, denn dies geschieht nicht durch die neuarabischen Aussprachen *kasarum* etc. (VOLLERS, Lehrb. der äg.-arab. Umgangsspr., S. 27). — Die Imperfektendung *ʾn* (s. o. S. 93 1 ff.) findet sich auch im Arabischen (*jaqtulūna* etc.), aber sie ist, wenigstens in der 3. Pers., auch assyrisch (DEL., Ass. Lesestücke 1900, S. X: *ikašadū(ni/u)*; *ikū-
15 dū(ni/u)*), und in der 3. sowie 2. Person aramäisch, also wahrscheinlich überhaupt altsemitisch und deshalb auch althebräisch. — Ferner über *נבנב* etc., worin noch GESenius die arabische Endung des Status constr. plur. fand, vgl. meine Syntax § 227 a. — Sodann zählte BÖRCHER (Lehrb. § 642. 672) nicht wenige Nomina, hauptsächlich aus
20 'Jijob und Proverbien, als arabische Lehnwörter auf. Aber mindestens eine grosse Menge von ihnen ist fraglich (vgl. hauptsächlich FRAZ. MÜLLER, De Proverbiorum quae dicuntur Aguri et Lemuelis indole etc., S. 1. 23 f. 35 f. 41 f.). Dahin gehört z. B. *נזת* Gen. 25 16 und Num. 25 15. Ferner *נלכך* (Prov. 31 3) könnte nur dann für arabisierend
25 gehalten werden, wenn die neuarabische Endung *in* so weit zurückdatiert werden dürfte. Aber man wird in dieser Form, falls man sie nicht für archaisierend halten darf (s. o. S. 88 30), vielmehr einen Aramaismus zu sehen haben, weil *נ* (V. 2) dahin weist. — Als wirkliche Arabismen können nur eine kleine Wahl zusammengesetzter
30 Nomina angesehen werden, wie *יִרְיָקָה* (Deut. 1 1 b), ein Ort in der Sinaihalbinsel. Auch *יִרְיָקָה* (Lev. 11 19 || Deut. 14 13) ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit von OLSHAUSEN (Lehrb. § 221) als „der mit dem Lappen“ gedeutet worden. Ferner das Prototyp von *שִׁלְשִׁלָּה* „Hagel“ (Hes. 18 11 13, 38 22) ist das arab. *algibsu* „das Festgewordene“ (siehe
35 darüber weiter im Lehrgeb. 2, S. 417. 545), und so ist der arab. Artikel wahrscheinlich in der Bezeichnung des Handelsartikels *algum-mim* (2. Ch. 2 7 etc.) und in dem südjudäischen Ortsnamen *eltolad* sowie in dem südarabischen Stammnamen *almodad* enthalten. Ebenso vertritt *algum* (Prov. 30 31) das arab. *alqamu* „der Heerbann“. Denn
40 dies harmoniert besser mit dem stattlich daherschreitenden (V. 29) König, als *elohim* „Gott“ (HRTZIG z. St.) oder irgendein spezieller Gott, und die Übersetzung „gegen den es keinen Widerstand giebt“ (WILDBORR im „Kurzen Handkommentar“ z. St.) stimmt nicht mit der Prä-

position אַ. Konnte übrigens der Ausdruck für das Element der Beduinenkriegführung, unter dessen Ansturm die Israeliten so oft gelitten hatten, nicht ebenso wie die Bezeichnung eines Handelsartikels etc. bekannt sein? Also kann man nicht mit STRACK (Kurzgefasster Kom. 1899 zu Prov. 30 31) urteilen, dass an das rein arabische *alqamu* nicht 5 gedacht werden dürfe. Seine Änderung des Textes in אַלֶּמֶן אַלֶּמֶן dürfte daher nicht nötig sein, und welchen besonderen Anblick gewährt ein König „der sich zum Schutze seines Volkes aufmacht“? — Wenn endlich in הללוא (Jos. 10 24 hinter א!) und in אַלֶּמֶן (Jes. 28 12, vgl. auch אַלֶּמֶן etc. im Lehrgeb. 2 347) das arabische „Alif der Wahrung“ 10 vorliegen sollte, so würde dies doch nur einer späteren Stufe der Orthographie angehören.

Nach alle dem hat HOMMEL nicht bewiesen, dass „die Israeliten bis Josua herab einen rein arabischen Dialekt sprachen“, und warum sagt er in The Expository Times 1900/1, S. 96 b, dass „this is the 15 uniform biblical view of the matter“?

Zur Begründung dieses Satzes verweist er auf „chapter VI of my book“. Aber in diesem sechsten Kapitel seines Buches „Die altisr. Überlieferung etc.“, S. 203—214 findet man keinen solchen Beweis. Denn was in diesem Kapitel sich auf die in Rede stehende Behauptung 20 bezieht, ist folgendes. „Die Grenzen des Landes Kashdu (S. 213), worin Ur Kashdim lag (S. 212), berührten sich im Südosten mit denen der Aramäerstämme des Landes Kîr“ (S. 213), von wo nach Amos 9 7 die Aramäer auswanderten (S. 207), und nach Jes. 22 6 „muss die Heimat der Aramäer in der nächsten Nähe von Elam gewesen sein“ 25 (S. 208). Er fügt die Behauptung hinzu, dass diese „Nomaden von Kîr, die erst später in Mesopotamien zu den bekannten historischen Aramäern wurden, der Sprache nach damals noch reine Araber waren“ (S. 213). Die Umstände, worauf er diese These stützen zu können meint, sollen sofort (S. 96 10 ff.) beleuchtet werden. Aber ein bibli- 30 sches Moment ist nicht unter ihnen. Folglich ist die Behauptung unbegründet, es sei „die übereinstimmende biblische Anschauung“, dass „die Israeliten bis zu Josuas Zeit einen rein arabischen Dialekt gesprochen haben“.

3. Arabisch und Aramäisch. Auch die Beziehung 35 des Arabischen zum Aramäischen ist neuerdings mehrfach besprochen und teilweise anders bestimmt worden, als sie nach der obigen Untersuchung (S. 47—51. 62—68) gewesen ist. Deshalb müssen diese neueren Verhandlungen hier beurteilt werden.

a) Der Grad der Verwandtschaft von Arabisch und Aramäisch ist neuerdings von HOMMEL als ein sehr naher hingestellt worden.

Bei der Prüfung seiner darauf bezüglichen Äusserungen
5 geht man wohl am besten von denen aus, die sich auf eine vor der litterarischen Existenz des Aramäischen liegende Periode beziehen. Darüber hat er schon in „Die altisraelitische Überlieferung etc.“ (1897), S. 204, wie er in The Expository Times 1900/1, S. 96 b wieder betont hat, ge-
10 äussert, dass „die Sprache der Aramäer zu Jakobs Zeit (18. Jahrh. v. Chr.) sicher nur ein arabischer Dialekt war“. Aber worauf stützt er diese Versicherung? Er erinnert (S. 205 f.) an folgendes: Tiglatpileser I. (ca. 1120) spreche ausdrücklich „von den aramäischen Achlami“, und bereits
15 unter Eri-Aku von Larsa sei ein Achlamu (d. i. also der Achlamite), Sohn des Ilu-ashir erwähnt. „Der Name ist rein arabisch (A'lam), vielleicht in dem Edelsteinnamen Achlamah erhalten“. Dazu ist aber mehr, als ein Fragezeichen zu machen. Denn A'lam ist nicht Achlam. Ferner
20 in „Achlamu, der Sohn des Ilu-ashir“, also in der Bezeichnung einer bestimmten einzelnen Persönlichkeit, ist nicht ganz wahrscheinlich das nomen gentilicium „der Achlamite“ enthalten. Der alttestamentliche Edelstein achlamah (Exod. 28 29 || 39 12) sodann wird von FRIEDR. DELITZSCH
25 in „The Hebrew Language viewed in the light of Assyrian research“, S. 36 als „der Stein von Ahlamu“ gedeutet. — Ferner stützt HOMMEL (l. c. S. 208 ff.) sich auf Namen, die in den assyrischen Inschriften des 8. und 7. Jahrhundert vorkommen. Er kombiniert nämlich *Itu'a* (S. 208) oder
30 *Jatu'a* (S. 209) mit dem südarabischen *Jathu'u* (S. 84) und bemerkt „*Kabrî* gehört zu *Jakbar-ilu* etc., *Luchu'itu* zu südarabischem *Luhai-'Atht*, später *Luhai'at*, wie *Rabbî-Atht* [sic] später zu *Rabî'at* wurde“ etc. Aber daraus kann

nicht bewiesen werden, dass „die Sprache der Aramäer zu Jakobs Zeit nur ein arabischer Dialekt war“. Es kann nur vermutet werden, dass die Mundart der Stämme, die später als Aramäer auftreten, einstmals dem Arabischen noch näher stand, als es später der Fall war — allerdings mit Ausnahme des Dialektes der Zengirli-Inschriften und zum Teil einiger kleinerer Inschriften, den HOMMEL dabei nicht erwähnt, der aber in der That (s. o. S. 78 17 und w. u. 104 29ff.) eine besondere Stellung einnimmt.

Auch das Aramäische, das aus den anderen Inschriften 10 und aus Esra 4 8 etc. bekannt ist, stellt HOMMEL dem Arabischen sehr nahe. Er meint, dass „das Aramäische und Arabische eine dem Kanaanäischen gegenüber enger sich zusammenschliessende einheitliche Gruppe bilden“ (Aufsätze etc. 1, S. 109). Auch dieses Urteil scheint mir 15 etwas über die richtige Grenze hinauszugehen. Prüfen wir es mit Rücksicht auf die von HOMMEL erwähnten Erscheinungen! „Ist es nun wirklich so, dass gleich in der Lautlehre sofort die frappante Übereinstimmung bei den dentalen Spiranten in die Augen fällt“? Nein, wenn wirklich (s. u. S. 99ff.), wie HOMMEL sagt, λ , ث und ط „die ursemitischen Laute“ waren, dann stehen ihnen gegenüber die aramäischen Verschlusslaute auf der einen Seite und die Sibilanten von Zengirli etc., Assyrl., Phön. und Hebr. auf der andern Seite. Sodann betreffs der Verbalflexion 25 bemerkt HOMMEL, dass „dem Fehlen des Niphāl im Aramäischen die äusserst seltene Anwendung dieses Stammes im Äthiopischen und Sabäischen“ entspricht. Nun ja, es ist möglich, nur kann man es nicht bestimmt sagen. Auch die Kollektivbildungen, die im Nord- und Südarabischen 30 sowie im Äthiopischen vielfach den Gebrauch der äusseren Plurale ersetzen (s. o. S. 66f.), fehlen im Aramäischen. Jedenfalls besitzen, wie auch HOMMEL selbst erwähnt, das

Arabische und das Hebräische in ihrem *jaqtulna* (eae inter-
ficient), resp. *tiqtolna* (idem) einen Vereinigungspunkt. Dazu
kommt, was er nicht berührt hat, dass einerseits Arabisch
und Hebräisch sich im Mittel der Determination ('*al-ha*!;
s. o. S. 68, Anm.]) einander näher stehen, und dass anderer-
seits Hebräisch und Aramäisch im Besitze des *š* (= *sch*) in
denjenigen Wörtern zusammenstimmen, in denen das Alt-
arabische *s* hat (cf. hebr. שָׁלַח, aram. שָׁלַח, arab. سَال; etc.).

Nachdem G. HOFFMANN¹ in einer altaramäischen Inschrift „
10 am Anfang derselben als besitzanzeigendes Genetivzeichen ganz wie
in der phönizischen Inschrift von Panormus und im Assyrischen“²
richtig konstatiert hat (S. 209), bemerkt er: „Der Gebrauch dieses
assyrisch-kanaanäischen *w* in einer sonst rein aramäischen Sprache wirft
ein Licht auf die Entstehung des Aramäischen überhaupt. Die Ara-
15 mäer, durch ihr ächtes *ʾ* den Arabern (الذى, ذو) und Sabäern
(äth. H), sowie durch viele andere Charakteristika, z. B. *ʾ* als ersten
Radikal, näher verwandt, drangen als Beduinen unter die sesshaften
ša-Semiten, mischten ihre Sprache mit diesen: das gab unser Aramäisch.
Das Arabische, das wir kennen, ist anders, weil es einmal ohne diese
20 Mischung blieb und weil es zweitens seit der Zeit der Trennung von
den Aramäern sich selbständig fortentwickelte. Das Studium der
Zengirli-Inschriften bestätigt diese Ansicht“. Nun das erwähnte *w* hat
doch wohl nichts mit der Nähe der Verwandtschaft von Arabisch
und Aramäisch zu thun und wird weiter unten auf S. 104 29 ff. erörtert
25 werden. Ebenso steht es mit dem *z* von *ʾ*. So bleibt also nur der
i-Laut von *z* als Band zwischen Aramäisch und Arabisch. Andere
Beweise für einen ursprünglichen Arabismus des Aramäischen giebt
G. HOFFMANN in den oben angeführten Worten nicht. Denn anlauten-
des *u-w* war ursprünglich semitisch, weist also, wenn es sich im Ara-
30 mäischen noch zeigt, nicht auf einen speziellen Zusammenhang des-
selben mit dem Arabischen hin.

Auch die lexikalische Verwandtschaft zwischen Arabisch und
Aramäisch ist von HOMMEL (Aufsätze etc. 1, S. 110 f.) betont worden,
und diese kann nicht verkannt werden. Denn um ein von HOMMEL

¹ G. HOFFMANN über „Aramäische Inschriften aus Nêrab bei Aleppo.
Neue und alte Götter“ in der Zeitschr. f. Assyriologie etc. 11 (1896),
S. 207—292.

² Siehe die vergleichende Diskussion in m. Syntax § 283 b.

nicht erwähntes Beispiel zu bringen, so erscheint das arab. *daqahun* (s. o. S. 73 4) innerhalb des aramäischen Sprachgebietes in den Formen דקחון oder דקח und דקח . Was Gesenius in „Geschichte der hebr. Spr. u. Schr.“ (1815), S. 57f. über eine hebräisch-aramäische Entwicklung einzelner Redensarten erwähnt, bietet kein hinreichendes Gegen- 5 gewicht.

b) Das Aramäische ist auch neuerdings mehrfach für primär gegenüber dem Arabischen gehalten worden.

Dies ist zunächst in Bezug auf einen Teil des Konsonantenbestandes geschehen. Nämlich es fragt sich, ob den assibi- 10 lierten Dentalen ד (d , also neugriechisches δ) etc., die das Arabische zeigt, die geschichtliche Priorität vor den dentalen Verschlusslauten ט etc. zuzusprechen ist, die im Aramäischen korrespondieren. Dies ist in der That ein sehr schwieriges Problem, und der Versuch, es zu lösen, würde quälend sein, 15 wenn dabei auch nicht die Aufstellungen neuerer Gelehrten einer Kritik zu unterwerfen wären.

In der schon oben S. 35 7 erwähnten Abhandlung schlug VOLLERS zur gründlichen Erledigung der Frage vor (S. 168), „den über das ganze semitische Sprachgebiet 20 zerstreuten Sprachschatz, der sich durch eine Spirans, genauer einen Zischlaut (z , s , ihre Varietäten und Ersatzlaute) kennzeichnet, zusammenzufassen und ihn einem andern gegenüberzustellen, der an derselben Stelle den entsprechenden Verschlusslaut (d , t , ihre Varietäten und Ersatzlaute) auf- 25 weist. Demnach würden wir auf der einen Seite das Assyrische (*šalašti* [*šalaltu* nach DEL., Ass. Lesestücke 1900, S. 188 b]), Äthiopische (*šalastu*), Hadramautische (HOMMEL, Südar. Chrestomathie § 72: شلسة) und Hebräische (Kanaanäische: שלשת) sehen, auf der andern Seite das Aramäische 30 und Vulgärarabische (*telât*), die arabische Schriftsprache und das Neusabäische (*talât* mit zwei assibilierten t), ebenso vielfach in lebenden Mundarten (شلت = *šlt* der Minäer und älteren Sabäer [HOMMEL § 72] muss ich bis auf

weiteres für eine Zwitterform halten).“ Aber das ist eben die Frage, ob die Formen, welche, wie das aram. *telât*, den Verschlusslaut besitzen, mit den Formen zu koordinieren sind, welche, wie das *talât* des Schriftarabischen, den assibilierten Laut des (neugriechischen) θ haben. Denn es besteht

- a) zunächst folgende Möglichkeit: Der assibilierter Laut ($t = \theta$; etc.) war das Ursprüngliche, und aus ihm entwickelte sich einerseits der Verschlusslaut (t etc.) und andererseits der dentale Engellaut oder die Sibilans (s etc.).
- 10 Für die Wahl dieser ersten Möglichkeit sprechen folgende Analogien des Übergangs von assibilierten Lauten in Verschlusslaute: einem arabischen *Jathu'u* (HOMMEL, Die altisr. Überlieferung, S. 83) entspricht bei aramäischen Stämmen die Form *Jatu'a*, und süd-arabisches *Luhai-'Atht* ist in einem
- 15 aramäischen *Luchu-'âtu* (HOMMEL l. c., S. 209) wiederzuerkennen. Ferner den assibilierten Dentalen z. B. des alt-arabischen *talâtun* „drei“ gehen die Verschlusslaute des vulgärarabischen *telât* parallel (s. o. S. 22 14). VOLLEES sagt nun (S. 169): „Nur mit einem Schein des Rechts führt
- 20 man die Laute der jetzigen arabischen Gesellschaft an (NÖLDEKE, Die sem. Spr., 1. Aufl., S. 15 und ebenso VOLLEES selbst in ZDMG 1887, S. 367), um aus den üblichen Lautwerten der Volkssprache (t , d , d^2) das Aramäische und aus denen des Hocharabischen (s , z , z^3 ; dieses nach S. 172 =
- 25 supradentales [vulgo: emphatisches] z , ähnlich dem s^2 [$z = \text{ع}$]) das Kanaanäische zu begreifen. Denn was die Verschlusslaute der Volkssprache anlangt, so haben wir nicht den geringsten Grund für die Annahme, dass die Interdentale [= Assibilanten] der Schriftsprache je all-
- 30 gemein gewesen sind, und dass die Verschlusslaute sich zu ihnen wie eine spätere Phase verhalten“. Aber mit dieser Behauptung lässt sich das genetische Verhältnis z. B. zwischen altarabischem t ($= \theta$) und neuarabischem t nicht aus dem

Wege räumen. Denn zu dem, was über diesen Gegenstand oben S. 22 11 ff. und S. 36, Anm. 1 gesagt worden ist, kommt noch folgendes hinzu. Vor allem ist die altarabische Schriftsprache kein künstliches Produkt, wie oben S. 35 ff. erwiesen wurde. Vielmehr war sie ein weithin im wirk- 5 lichen Leben existierendes Idiom. Folglich ist es die natürlichste Annahme, dass den schwierigen Assibilanten des Altarabischen die Verschlusslaute des Neuarabischen als Produkte des Erleichterungsstrebens entsprechen. In- folgedessen können die Assibilanten des Ursemitischen im 10 Altarabischen bewahrt, aber im Aramäischen zu Verschluss- lauten erleichtert worden sein.

Sodann können die altarabischen Assibilanten anderer- seits in die entsprechenden Sibilanten anderer Äste des semitischen Sprachstammes übergegangen sein. Denn 15 „Athir liegt im Gottesnamen Ašur vor, der in den Eigen- namen der kappadokischen Kontrakttafeln (ca. 2000 v. Chr.) sehr oft Ashir geschrieben wird“ (HOMMEL, Aufsätze etc. 2 [1900], S. 208). Vgl. auch pers. *Athura*; aram. ܐܬܘܪܐ; 'Atou- pia; ass. etc. *Aššur*. Sodann dem arab. حدث *ḥadata* (neu 20 sein) entspricht assyr. *edēšu* (DEL., Ass. Lesestücke 1900, S. 152), und mit arab. اخذ (ergreifen) geht assyr. 'aḥāzu parallel. Ferner dem arab. ثلاثة (*talātātun*) entspricht hebr. שלשה (*šelōša*), und dem arab. اخذ (*aḥada*) entspricht hebr. אחז (*'achaz*)¹. Endlich tritt ebenderselbe Wandel 25

¹ Z. B. neben arab. ثَعْرٌ (*tašrun* „Thor“) erscheint so auch im Phönizischen die Form שַׁר (Block, Phön. Glossar 1891, S. 61, wo auf S. 59–61 die weiteren Belege dieses ש stehen). „Wenn nun daneben im Poenulus *thera* (= aram. תַּרְעָה) vorkommt, so kann das nicht mehr befremden, als dass sich im Arabischen neben ثَعْرٌ auch نَاطور, d. i. نَاطورٌ, findet etc.“ (cf. Stade, Morgenländ. Forschungen 1875, S. 187¹). — Wenn vollends der Stadtname ܫܪ *Sor*, wie er auch im Phön. erscheint (Block, S. 55), bei den Griechen mit anlautendem Verschlusslaut auf- tritt (Τόρος), so zeigt sich darin der weite Einfluss des Aramäischen.

uns bei Vergleichung von Altarabisch und Neuarabisch, früherem und späterem Äthiopisch vielfach entgegen (s. o. S. 22 13ff. 26 40). — VOLLERS allerdings bemerkte S. 169 folgendes: „Wenn das Hocharabische und vielfach auch die
5 gelehrte Überlieferung die Interdentalen (= Assibilanten) fallen lässt und sie durch Zischlaute ersetzt, so darf man nicht vergessen, dass es sich hier nicht um die organische Entwicklung lebender Laute, sondern eben um eine gelehrte Überlieferung handelt, die an und für sich nicht treuer zu
10 sein braucht, als auf andern, in Europa wohlbekannten Gebieten“. Ich meine nicht, dass man so sicher sagen könne „es handelt sich hier nicht um die organische Entwicklung lebender Laute“. Das zeigt sich auch in dem Zusatz „Meine Ansicht ist die, dass wir in den genannten Zischlauten keine
15 Fortsetzung oder Abschleifung der Interdentale (= Assibilanten), sondern die treu bewahrte Aussprache von Nordwest-Arabien (genauer Medina?) haben, die früher als schwache Unterströmung sich erhalten hat, aber mit dem Schwinden der klassischen Überlieferung immer stärker
20 hervorgetreten ist.“ Mir aber scheint es ebenso prekär zu sein, eine „gelehrte Überlieferung“ zur Quelle der Zischlaute eines Teiles der in Ägypten vulgärarabisch sprechenden Personen zu machen, wie es prekär ist, das Hervortreten dieser Zischlaute von einem einzelnen Punkte Nordwest-
25 Arabiens ausgehen zu lassen. Es bleibt wenigstens ebenso sehr möglich, dass die Assibilanten, an deren Stelle, wie gesagt, in der niedrigen Volksaussprache zunächst Qairo's die leichter sprechbaren Verschlusslaute gehört werden, sich in einer andern — feineren — Sphäre der ägyptischen,
30 zunächst qairinischen, Bevölkerung zu Sibilanten umbildeten. Dann kann dieser Vorgang ein Analogon zum Verhältnis altarabischer Assibilanten zu assyrisch-kanaanäischen etc. Sibilanten bilden.

Man bemerke auch noch, dass im östlichen neuaramäischen Dialekt von *Ṭijārī* sich Veränderung des *t* (= *θ*) in *š* findet (NÖLDEKE, ZDMG 1896, S. 303). Maclean, Grammar of the dialects of vernacular Syriac § 124: „In Upper Ṭiari *t* very frequently has the sound of *š*. Thus *ܠܬܐ* „house“, *ܠܬܐ* „come“, *ܠܬܐ* „I came“, etc. are pronounced 5 respectively *bēša*, *shā*, *shēlī* etc.“ „In Zakhu aspirated Tau (= *t*) frequently becomes Simkath (*s*): thus *ܠܬܐ* [er meint also: *ܠܬܐ* „Haus“ wird dort mit *s* geschrieben] etc. etc.“ (MACLEAN, S. 338).

β) Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass die Verschlusslaute *t* etc., welche im Aramäischen etc. auftreten, 10 die ursprüngliche Lautnuance darstellten (so M. SCHULTZE, Gram. der aramäischen Muttersprache Jesu 1899, § 1), und dass daraus die Assibilanten des Altarabischen etc. und weiter die Sibilanten des Assyrischen, Kanaanäischen etc. entstanden.

15

Zur Empfehlung dieser zweiten Möglichkeit berief VOLLERS S. 170 sich darauf, dass „in den arischen Sprachen die Interdentale (= Assibilanten) vielfach aus Verschlusslauten werden, z. B. im Altpersischen, im Griechischen und im Germanischen (vgl. BRUGMANN, Grundriss der vergleichenden Grammatik 1 [1886], § 353. 356. 364. 491 etc.)“. Man 20 könnte allerdings auf die sogenannte erste Lautverschiebung hinweisen, wie sie z. B. bei WUNDT, Völkerpsychologie I, 1 (1900), S. 406 f. mit folgenden Worten beschrieben ist: „Was im Indogermanischen als Tenuis vorausgesetzt werden darf und im Sanskrit, Griech. und Lat. durchweg diesen Charakter bewahrt hat, das ist überall in den german- 25 ischen Sprachen ursprünglich in die Spirans übergegangen: *p* in *f*, *t* in *ds* (englisches *th*), *k* in *ch* oder in *h*.“ Man kann z. B. auf folgende Gleichungen hinweisen: skr. *tvam*, dor. *τὸ*, lat. *tu*, got. *thu*, attisch. *σύ*; skr. *tri*, *τρεῖς*, *tres*, got. *thres*; *tacere* = got. *thahan*, *schweigen*. Aber vor allem ist es fraglich, ob die sanskritische Laut- 30 stufe als die urindogermanische „vorausgesetzt werden darf“. Sodann fragt es sich, bei welcher Lautstufe der Ausgangspunkt der ersten Lautverschiebung des Indogermanischen lag. Vielleicht lag er bei den Aspiratae, indem diese sich zu erleichtern strebten und so zu Mediae wurden (vgl. got. *thu*, engl. *thou*, hochdeutsches *du*), und dann 35 die bereits vorhandenen Mediae sich zu Tenuis dissimilierten, und endlich die wieder bereits vorhandenen Tenuis durch einen nachfolgenden Hauch gekennzeichnet wurden. Jedenfalls finden wir im Sanskrit auch schon die jotacierten Laute *tsch* etc., die innerhalb der semitischen Lautgeschichte erst als entschieden sekundäre Laute auf- 40

treten (s. o. S. 29 13), und mit dem sanakritischen *tscha* (= ča, च „und“) gehen *xa* und *que* parallel. Infolgedessen scheint mir die Annahme der zweiten Möglichkeit, nämlich dass das Aramäische auf dem dentalen Gebiete den ursemitischen Lautbestand bewahrt habe, sich weniger zu empfehlen.

- 5 Die oben S. 29 15 erwähnte mandäische Erscheinung ist doch ein zu isoliertes Argument für diese zweite Annahme, und sie kann auch nicht dadurch, dass die Assibilanten nicht in der früheren kufischen Schrift des Arabischen (vgl. Euting's Schrifttafel in ZIMMERN's Vergleichender Gram.) nicht unterschieden wurden, hinreichend gestützt werden, wie FREYTAG, Einleitung in das Studium des Arab. (1861), S. 41 meinte. Denn erstens wurden mehrere von diesen Assibilanten schon vor dem Gebrauche der von den Syrern her entlehnten kufischen Schrift des Altarabischen in den süd-arabischen Schriftzeichen ausgedrückt (vgl. darüber in meinen Äthiopischen Studien, S. 16), wie
- 10 z. B. أ ($t = \theta$) durch ا . Ferner konnten verwandte Lautnuancen durch ebendasselbe Schriftzeichen dargestellt werden, wie in der hebräischen Schrift ebendasselbe Zeichen ו verschiedene Laute andeutete (vgl. z. B. $\text{וּן} = 'E\delta\epsilon\mu$; $\text{וֶר} = 'E\beta\epsilon\rho$; die wahrscheinliche Aliteration zwischen ו und י Micha 1 6 a b und $\text{וֶזַע} = \text{F}\acute{a}\zeta\alpha$).
- 20 γ) Kann endlich die dritte Möglichkeit, dass die Sibilanten (*s* etc.) zuerst bestanden und aus ihnen sich die assibiliierten Dentale ($t = \theta$, etc.) und die dentalen Verschlusslaute (*t* etc.) entwickelten, sich auf analoge Vorgänge berufen?
- 25 Spricht für die Annahme dieser dritten Möglichkeit zunächst der Thatbestand hinreichend kräftig, der betreffs der Dentale in den Zengirli-Inschriften vorliegt? Nämlich gegenüber den altarabischen Assibilanten t , d und t ($d = \text{ج}$) zeigen sich auf den Inschriften von Zengirli und Umgegend
- 30 sowie teilweise auch auf einigen andern Inschriften¹ ebenso,

¹ Diese Sibilanten-haltigen und doch in andern Beziehungen aramäischen Inschriften sind jetzt aus M. LIDZBARSKI's höchst dankenswertem „Handbuch der nordsemitischen Epigraphik“ (1898) zu erkennen, wenn man die von ihm auf S. 392 angegebenen Wörter im vorhergehenden „Wortschatze der nordsem. Inschriften“ (S. 204–236) nachschlägt. Z. B. das Demonstrativ t (vgl. phön. t , hebr. ת , assyr. $\text{t}\acute{a}$, fem. $\text{t}\acute{i}$; DEL., Assyr. Lesestücke 1900, S. IX) findet sich nur in

wie im Assyrisch-Babylonischen und Phönizisch-Hebräischen, die Sibilanten š, z und s, und diese Schreibweisen können nicht mit D. H. MÜLLER (WZKM 1893, S. 115f.) als „rein orthographische Schwankungen“ beurteilt werden. Leicht könnte man nun denken, dass aus diesen Sibilanten die 5 einfachen Verschlusslaute entstanden seien, die jenen beiden Lautreihen in den betreffenden Wörtern des gewöhnlichen Aramäisch entsprechen. Aber so zu urteilen, wird man durch mehrere Umstände verhindert. Erstens zeigt mindestens ein älteres Denkmal des Aramäischen auch schon die den- 10 talen Verschlusslaute des gewöhnlichen Aramäisch¹, und auf ein תר (tār) „Fels“, das dem phön. צר (LIDZBARSKI, S. 359) und hebr. צר entspricht, weist auch schon der Stadtname Τόρος (s. o. S. 101, Anm.). Wenn dieser Thatbestand immer noch die Annahme zuliesse, dass jene In- 15 schriften von Zengîrli und Nêrab etc. mit ihren Sibilanten nur einen früheren Zustand des Aramäischen darstellten, so wird dies dadurch verhindert, dass die Zengîrli-In-

ת „von da [oder ähnlich]“ in Zengîrli Hadad-Inscr., Z. 3. 4. 22. Ferner י „dieser“, das auch in der phön. Byblos-Inschrift (aus dem 5.—4. Jahrh.; reproduziert bei LIDZBARSKI, S. 416) viermal vorkommt, begegnet in Zeng. Hadad.-Inscr., Z. 1. 14, Pan., Z. 1. 20, aber auch in einer aramäischen Inschrift aus Teima in Arabien (reproduziert bei LIDZBARSKI, S. 447), Z. 4: י ביום „an diesem Tage“; etc. — Um nur noch ein verbales Beispiel zu geben, so stehen Formen von תח „ergreifen, nehmen“ in Zeng. Hadad-Inscr., Z. 3 (תח „ich nahm“). 15. 20. 25; Pan., Z. 11; Bau-Inschrift. Z. 11; Nêrab-Inschrift Nr. 2, Z. 4; aber תח in der nabatäischen Inschrift Nr. 234.

¹ תח „dort“ steht in Z. 2 der aramäischen Inschrift 141, die bei LIDZBARSKI, S. 448 „aus dem 5.—4. Jahrh. v. Chr.“ datiert ist. — Ausserdem begegnet תח „Sitz“ in der Inschrift 114 (aus Teima), Z. 1 und in Nr. 117. — Vgl. auch תח „verwirren, trüben“ (Zeng., Hadad-Inschrift, Z. 24. 30) und syr. تلع (delûchâ) „Beunruhigung Angst“ und תח „sich ängstigen“ in jerusalemischen Targumen.

schriften auch das unaramäische *ano(?a)k(i)* enthalten.¹ Liegt nun in den Inschriften von Zengirli, welche die erwähnten auffallenden Sibilanten und das *ano(?a)k(i)* zeigen, „ein Aramäisch vor, welches durch eine andere semitische Sprache stark beeinflusst war, sei das nun ein dem Hebräischen nahe verwandter Dialekt, sei es das Assyrische“? Diese Frage wurde von NÖLDEKE, Die sem. Sprachen (1899), S. 33 bejaht. Indes solcher Einfluss von Nachbarsprachen erklärt nicht die ganze lautliche Eigenart des Dialektes der Zengirli-Inschriften. Er erklärt z. B. nicht das *q* von (א)קא,² das dem *ḡ* (*gh*) des sonstigen Aramäisch und dem arabischen ح (*arḡun*) entspricht und auch in den aramäischen Sätzen von Jer. 10 11 begegnet. Deshalb wird man bei dem Dialekt dieser Inschriften besser von einer in sich selbständigen Schattierung des Mittelsemitischen (s. o. S. 78 16) sprechen, und jedenfalls wird durch die Existenz des Zengirli nicht die dritte mögliche Lösung des uns jetzt beschäftigenden Problems empfohlen.

Zu Gunsten der dritten Möglichkeit kann freilich angeführt werden, dass altsyrisches *š* (vgl. ܫܝܝܢ „ausgiessen“) und neusyrisches *t* bisweilen wechseln: neusyr. ܬܝܝܢ „ausgegossen werden, überfließen“, ܬܝܝܢ „gespült werden“ und neusyr. ܬܝܝܢ oder ܬܝܝܢ „ausgiessen oder spülen“ (MACLEAN, Gram. of . . . the vernacular Syriac § 124). Aber dieser Wechsel ist nur vereinzelt. — Oder wird die dritte Lösung des Problems hinreichend durch die Vergleichung des biblischen צרב mit dem arab. ضرب (VOLLERS, S. 173) empfohlen? VOLLERS selbst hat aber doch S. 172 daran erinnert, dass „die Berichte der ältesten arabischen Gram-

¹ „ich“ = אכא (Zeng. Hadad-Inschrift, Z. 1), אכא (Zeng. Panamu-Inschrift, Z. 19), אכא (Zeng. Bau-Inschrift, Z. 1. 20).

² (א)קא „Land“: Hadad-Inschr., Z. 7 etc.; Bauinschr., Z. 4 etc.

matiker es unzweifelhaft lassen [sic], dass حى für sie ein laterales, dem deutschen *z* nahestehendes *z* (*z*¹) war (cf. VOLLERS, *The Arabic sounds*, p. 145)⁴. Folglich war das *s*, das nach der graphischen Korrespondenz von *z* und حى auch für letzteres Zeichen als ursprünglicher Laut voraus- 5 zusetzen ist, nur bis zum Übergang in den entsprechenden stimmhaften Laut *z*² fortgeschritten (vgl. ähnliche Übergänge in *זעק, זעק, עלץ; עז, עזב; זקב, זקב*). Wenn aber حى trotz jener Berichte einen dentalen emphatischen Verschlusslaut anzeigt, so ist eben die Frage, ob dieser (in *خرب*), oder 10 *š* (in *צרב*), den genetischen Zusammenhang beider Verba mit ALB. SCHULTENS vorausgesetzt, der ursprünglichere Laut war.

Wenn darnach die erste Möglichkeit der Lösung des Problems die meisten Analogien innerhalb der semitischen 15 Sprachgeschichte für sich und keine entscheidenden Gründe gegen sich hat, wenn also auch im Gebiete der Dentalen das Altarabische den relativ ältesten Typus des Semitischen repräsentiert, so stimmt dies dazu, dass auch die gutturalischen Nuancen des Altarabischen sich nicht als sekundär 20 ansehen lassen (s. o. S. 38 ff.). Trotzdem wagte ich es nicht, die eigentümlichen Dentalen des Altarabischen zu einem positiven Merkmal seiner Priorität zu machen, und habe sie daher bei der positiven Beweisführung (s. o. S. 38 ff.) ausser Rechnung gelassen. 25

Zu dieser Frage vergleiche man auch noch mein Lehrgeb. 2, S. 453 f. Jedenfalls liegt die Sache nicht ganz so einfach, wie O. E. LINDBERG in seiner „Vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen“ I (1897), S. 78, Anm. 2 sagt: „Dass das *Tâ* und nicht einer der übrigen Laute (*š, s, t*), die in den andern Dialekten dem *Tâ* entsprechen, 30 der ursprüngliche Laut gewesen ist, kann man daraus ersehen, dass, wenn es *Tâ* gewesen wäre, dieses in allen Dialekten beibehalten worden wäre;¹ wäre es *Samek* gewesen, dieses überall — ausser graphisch im

¹ Siehe aber oben S. 29 15 aus dem Mandäischen.

Arabischen — beibehalten worden wäre, und wäre es Šin gewesen, dieses im Aramäischen nicht Tā geworden wäre“.¹

Was die Sibilantenverhältnisse im Semitischen und deren Verhältnis zur geschichtlichen Folge der semitischen Sprache anlangt, so hat VOLLERS gemeint, dass „die Zischlautfrage von sekundärer Bedeutung ist“ (l. c., S. 171. 195). In Bezug auf dieses Problem war er nämlich zu der Überzeugung gelangt, „dass unabhängig von einander im Norden wie im Süden eine Verschiebung vor sich ging, die *s* in *š* verwandelte, deren Bedingtheit aber noch der Untersuchung bedarf“ (S. 210). Wenn ich auf einem äusserst hindernisreichen Terrain einen Versuch machen darf, so ist es folgender: Da den Assibilanten (Interdentalen) des Altarabischen im Hebräischen (Assyrisch-Babylonischen, Phön. [und Äth.])² in der Regel ein *š* entspricht, so kann wenigstens ein Teil der *š*-Laute auf diesem Wege entstanden sein. Wenn ferner VOLLERS (l. c. S. 210) annahm, dass *š* aus *s* geworden ist, so möchte ich daran erinnern, dass bei der Vergleichung des Babylonischen und Assyrischen,³ des früheren und späteren Althebräisch, des Althebräischen mit dem Neuhebräischen⁴ und des Altarabischen mit dem Neuarabischen sich vielmehr Belege dafür finden, dass *š* sich zu *s* umgebildet hat.




Im Anschluss daran stelle ich zu HOMMEL, Südarabische Chrestomathie (1893), S. 10 die Frage, ob nicht vielmehr aus der Gleichheit der Zeichen auf die Gleichheit des Lautes zu schliessen ist. Nach der Ähnlichkeit der Zeichen entspricht aber minäo-sabäisches **𐩦** wohl am meisten dem samaritanischen **𐤥** = *ṣ*. Im Resultate stimme ich also mit HOMMEL überein. — Übrigens bemerke ich dabei, dass das Südarabische nicht in allen den Zeichen die ältere Form aufweist, die von

¹ Vgl. dagegen oben S. 106 20 ff. aus dem Neusyrischen.

² Das Äthiopische zeigt die Neigung, aus *š* ein *s* werden zu lassen: es hat z. B. *šalastū* (ሠለስቲ), aber *samānūtū* (ሰማንቲ).

³ P. JENSEN, ZDMG 1894, S. 452, Anm. 1: „Die Assyrer sprachen in früher Zeit ursprüngliches *š* wie *s* und unterschieden deshalb ausländisches *š* nicht gehörig in der Schrift“. Sehr dankenswert ist der Überblick über die Wiedergabe der assyrischen Sibilanten in den nordsemitischen Inschriften, den LIDZBARSKI, S. 392 gewährt hat.

⁴ Vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 458 (unten), 459 oben und dazu noch A. BERLINER, Beiträge zur hebr. Gram. in Talmud u. Midrasch, S. 23 f. 25, Anm. 1; auch M. SCHULTZE, Gram. der aram. Muttersprache Jesu (1899), § 63. Beachte auch die Materialien zum „Wechsel von *ṣ* und *š*“ etc. bei LIDZBARSKI, S. 392.

HOMMEL, S. 5 angeführt sind. Denn das phönizisch-althebräische  ist ein ursprünglicheres Bild der „Hand“, als minäo-sabäisches  (äth. ). — Den Einfluss, der durch die Veränderung der Schreibrichtung auf die Gestaltung der Buchstaben ausgeübt wurde, habe ich in meinen Äth. Studien, S. 16f. dargestellt.

5

Das Arabische ist in älterer und neuerer Zeit dem Aramäischen auch noch aus andern Gründen nachgestellt worden. Die diesbezüglichen Versuche dürften am richtigsten unter einem allgemeineren Gesichtspunkt im folgenden Abschnitt behandelt werden.

4. Hebräisch, Aramäisch und Ursemitisch. Der 10 Ausgangspunkt der Entwicklung des Semitischen ist oftmals auch im Hebräischen oder im Aramäischen gesucht worden. Die hauptsächlichsten von diesen Versuchen sollen darnach gruppiert werden, je nachdem sie mehr nur negativ die Altertümlichkeit des Altarabischen bezweifelten, oder 15 positiv im Hebräischen oder im Aramäischen die ursprünglichste Gestaltung des Semitischen fanden.

a) J. D. MICHAELIS sprach in seiner „Arabischen Grammatik“, Vorrede, S. VI. von „Vorschriften und Veränderungen, die bloss die arabischen Grammatiker, und noch 20 dazu lange nach Muhammeds Zeit, der Sprache aufgedrungen haben, und die man noch bis auf diesen Tag nicht im gemeinen Leben angenommen hat, sondern bloss Büchersprache sein lässt“. Ebenso äusserte er sich auf S. LXVIII, ferner in der Vorrede zur 2. Aufl., S. 2f. 77. 129. 134f. etc., 25 und er meinte, dieses Urteil daraus ableiten zu können, dass die genaueren grammatischen Regeln mehrmals in den Manuskripten verletzt sind. Aber Verkennung des richtigen Sprachgebrauchs hat es immer und überall gegeben, ohne dass die Abweichungen die normale Sprachgestalt selbst 30 darstellten, die sich im Sprachbewusstsein der Elite des betreffenden Menschenkreises widerspiegelt. Ausserdem wird die Ansicht von J. D. MICHAELIS dadurch widerlegt, dass gerade die ungelehrten Wüstensöhne von den ersten Sprachgelehrten Arabiens als Schiedsrichter über das, was 35

normal war, aufgerufen wurden (FLÜGEL, Die gram. Schulen der Araber, S. 4. 9. 33. 57. 74f.). J. D. MICHAELIS sagte ja auch selbst (S. 206): „Der Dualis ist in der gemeinen Sprache sehr ausser Gebrauch gekommen“, und so ist der
5 Dual auch in andern Sprachen, z. B. der griechischen, zurückgetreten. Geht damit nicht parallel, dass das Alt-arabische den Dual häufiger hat (CASPARI-MÜLLER, Arab. Gram.⁵ § 35 etc.), als das Hebräische? Dass ferner die Kasusendungen zum ursprünglichen Bestand des Arabischen
10 gehörten (gegen MICH., S. 178f. 208f.), zeigt auch die Volkssprache dadurch, dass sie dieselben in zusammengesetzten Ausdrücken und vor den Suffixen besitzt. Denn man spricht z. B. vom *schaichu-l-islâm*, dem Haupt des offiziellen Klerus in Konstantinopel, gegenüber dem einfachen *schaich*. End-
15 lich beachte man noch folgende Sätze: „Dass früher in Ägypten mit den alten Endvokalen gesprochen worden ist, geht aus den Resten des Akkusativs und Genetivs hervor, welche sich noch erhalten haben. Da die gesamte Bevölkerung, sowohl Städter als Fellâhen, sie gebraucht, so
20 können sie nicht gut künstlich aus der gelehrten Sprache hineingebracht worden sein“ (SPITTA, S. 50).

Von DE LAGARDE notiere ich nur folgenden Satz: „Ich fand nicht viel Psyche in dem Jargon, den man Schrift-arabisch heisst“ (Register und Nachträge zu „Übersicht
25 über die im Aram., Arab. u. Hebr. übliche Bildung der Nomina“ [1891], S. 2). Dieser Eindruck ist nach meinem Empfinden unmotiviert.

Sodann G. HOFFMANN hat in seiner Besprechung der 1. Aufl. von NÖLDEKE's „Die sem. Sprachen“ (Litt. Central-
30 blatt 1887, Sp. 605—608) z. B. die starken Gutturale nicht als Zeichen der Jugendkräftigkeit des betreffenden semitischen Sprachzweiges angesehen. Denn er sagte: „Man frage, ob die Form *Bil* nicht die Mutter sei von *Baʿal*“.

Auf diese Frage kam er von folgendem Prinzip aus „Die sichersten Leitsterne für das Alter einer semitischen Bildung bleiben das Verhältnis zum Bilitterum und zu den zuerst fixierten Sprachen“. Indes die Beziehung der ausgeprägten Bestandteile des semitischen Sprachschatzes zu 5 den zweibuchstäbigen Wurzeln ist dunkel, und das Alter der Fixierung einer Sprache entscheidet nicht über die Altertümlichkeit ihres Entwicklungsstadiums. Ausser an das Litauische, sei noch an den romanischen Dialekt des südlichen Sardinien erinnert, der an Altertümlichkeit den 10 von Rom übertrifft und doch nicht früher als dieser schriftlich fixiert wurde. — Ferner auch die morphologische Altertümlichkeit des Altarabischen bezweifelte G. HOFFMANN, indem er in seiner Abhandlung „Über einige phönikische Inschriften“ (AGGW 1890, S. 39) sagte, er hege „gründ- 15 lich die Ansicht, dass die Verwendung wortendender Vokale zu Kasuszeichen eine Neubildung des Arabischen ist — wie man sich deren Verlauf denken könne, bleibe hier unerörtert — während sich die ältere, dieser Art bare Sprache durch vorgesetzte Präpositionen behalf“. Der von 20 mir hoch verehrte Gelehrte wird mir die Bemerkung erlauben, dass dies allem widerspricht, was oben durch Vergleichung zeitlich aufeinanderfolgender Sprachstufen gefunden worden ist, deren Entwicklung im Lichte der Geschichte liegt. Überall sehen wir den Sprachgebrauch im 25 Gegenteil von der Verwendung wortendender Vokale als Kasuszeichen dazu fortschreiten, die Genetiv- oder Akkusativ-Beziehung von Worten durch vorgesetzte Sprachelemente anzuzeigen. Z. B. treten im Hebr. die Endungen o, i, ā bei keinem Redner (Propheten) der nachexilischen 30 Zeit auf.¹

¹ Ein kritisch revidiertes Verzeichnis aller Stellen der drei En-

b) Aber es hat auch nicht an ausgesprochenen Vertretern der Meinung gefehlt, dass die hebräische, oder die aramäische Sprache die älteste unter ihren altsemitischen Schwestern sei.

- 5 Nun, dass zunächst die hebräische Sprache den höchsten Grad von Altertümlichkeit besitze, wird nicht durch positive Aussagen des AT gefordert und ist überhaupt aus ungiltigen Gründen angenommen worden.

Denn zunächst braucht es nicht die Meinung des AT zu sein,
10 dass Gott auch im Himmel oder für die Himmlischen die Laute des hebr. Wortes *אֵל* gebraucht habe, als er die Anregung zur ersten Schwingung der Lichtwellen gab (Gen. 1 3), und dass Gott für die himmlische Sphäre den hellen Teil des vierundzwanzigstündigen Tages mit *jôm*, dessen dunklen Teil mit *laylâ* und das Firmament mit *raqîa*;
15 benannt habe. Denn das AT kennt mehrere Arten des uneigentlichen Sprechens der Gottheit, wie z. B. in „Ich, Jahwe, spreche zu dem Norden: Gieb!“ (Jes. 43 6). Folglich kann in Gen. 1 3 5 etc. nur gemeint sein und ist nur gemeint, dass Gott die betreffenden Denkkakte und Willensäußerungen vollbracht habe.

- 20 Ferner lesen wir in Gen. 2 19 bei der Erzählung von der Vorführung der — Land- und Luft- — Tiere die Worte „und alles, was der Mensch ihm, dem Lebewesen, zurief, das sollte sein Name sein“. Aber ebenderselbe Reproduzent der ältesten Erinnerungen Israels hat in Gen. 11 1 ff. über die Verwirrung der Menschengesprache berichtet
25 und hat darnach gemeint, dass die Bezeichnungen der Tiere ihre ursprüngliche Gestalt verloren haben. Könnte er ferner gedacht haben, dass Abrahams Nachkommen von der Sprachverwirrung ausgenommen gewesen seien, obgleich sie doch Abkömmlinge jenes Pëleg waren, zu dessen Zeit die menschlichen Idiome sich differenzierten (Gen. 10 25,
30 11 18—26)? Dieser Gedanke liegt auch nicht darin, dass der Hebräer im Verhältnis zu seiner Sprache die der Assyrier, Babylonier und Ägypter nicht bloss als eine ihm unverständliche, sondern als eine stammelnde ansah: vgl. Deut. 28 49: cuius linguam tu non audies i. e. non intelliges; Ps. 114 1, wo die Ägypter ein unverständlich redendes
35 Volk genannt sind; Jes. 28 11: durch Stammelreden von Lippen und durch eine andere Sprache (was sich zunächst auf die assyrische Sprache bezieht) wird er (Jahwe) zu diesem Volke reden, und ganz ähnlich heisst

dungen findet man in meiner „Stilistik, Rhetorik, Poetik, in Bezug auf die biblische Litteratur komparativisch dargestellt“ (1900), S. 278 f.

es in 33 19; Jer. 5 15; Hes. 3 5 f. In solchen Aussagen kann die gleiche Art des Urteilens sich kundgeben, wie sie sich darin zeigt, dass z. B. die Griechen ihr Schönheitsideal als das wahre ansahen.

Demnach ist die Meinung, die Sprache der Hebräer sei das uranfängliche und einzig intakt gebliebene Menschenidiom, nicht im Sinne des AT. Die Verkennung dieses Sinnes war nicht verwunderlich, so lange man erst noch anfang, die mit dem Hebräischen verwandten Sprachen genauer kennen zu lernen.

Nämlich bald haben die Juden, wie anzuerkennen ist, ihren Blick über die eigene Sprache hinausgelenkt. Denn bereits die Talmudisten erklärten manche hebräische Wörter aus fremden Sprachen und bereits im Talmud ist der Begriff „Sprachverwandtschaft“ zum Ausdruck gekommen. Denn in Pesachim 87a steht: Rabbi Chanina meint „der Heilige (gelobt sei er) hat Israel nach Babel nur deswegen verbannt, weil seine Sprache nahe steht (oder verwandt ist) der Sprache des Gesetzes“ (ממני שקרוב לשון התורה).¹ Auch Saʿadja († 942) hat in seinen Schriften öfters das Arabische zu Hilfe gerufen, insbesondere aber hat Quraish eine ausführliche Vergleichung des Biblisch-Hebräischen mit den verwandten semitischen Dialekten angestellt. Über die hebräisch-arabische Sprachvergleichung des Abulwalid vgl. BACHER in seiner Schrift über dieses Thema und dazu die Besprechung von SEYBOLD im Litteraturblatt für orientalische Philologie (1884), S. 51f. 54. Chajjûğ sodann hat zwar ausdrücklich das Arabische fast gar nicht herangezogen,² aber er hat die Analogie des Arabischen in der Grammatik zur Geltung kommen lassen.³ Verwandtschaft und Unterschied des Aramäischen war auch DAVID QMCHI bekannt, wie man aus seinem Mikhlôl (ed. RITTENBERG), fol. 191b ersieht.

Aber bei dieser Sprachvergleichung war man im Judentum immer von der Superiorität des Hebräischen überzeugt. So ergibt es sich aus dem jer. Talmud (Megilla 1 5).⁴ In Targ. Jerusch. zu Gen. 11 1 und Bereschith Rabba zu Gen. 2 23 wird die hebräische Sprache als die bezeichnet, durch welche die Welt erschaffen wurde. Denn in Ber. r., parascha 18 und 31 (vgl. A. BERLINER, Beiträge etc., S. 9) wird zu den

¹ Vgl. GOLDZIEHER, Tanchûm Jeruschalmi (1870), S. 11 ff.

² DRACHMAN, Die Stellung und Bedeutung des Jehuda Chajjûğ (1885), S. 36, Anm.

³ Vgl. JASTROW, ZATW (1885), S. 205, allerdings wird die Bedeutung des Chajjûğ etwas abgeschwächt in ZDMG 1887, S. 298.

⁴ Erwähnt bei A. BERLINER, Beiträge zur hebr. Gram. in Talmud und Midrasch (1878), S. 9.

KÖNIG, Hebräisch u. Semitisch.

Worten „diese wird Männin (אשה, 'išša) genannt werden, weil diese von Mann (איש, 'iš) genommen ist“ (Gen. 2 23 b) folgendes gefügt: „Entsprechend dem, dass die Tora in der heiligen Sprache gegeben ist, so ist auch die Welt durch die heilige Sprache geschaffen worden, man
 5 höre ja von jeher [griechisches] γέννη (γονι) neben [griechischem] ἀνθρώπος (άνθρωπος), [aramäisches] *gabrā gebartā*, aber 'iš und 'išša, weil der eine Ausdruck mit dem andern Ausdruck zusammenfällt“. Aber die Bedeutung der Worte von Gen. 2 23 b wird wohl erschöpft werden, wenn man in ihnen den Sinn findet, dass das gleiche Niveau des männlichen
 10 und des weiblichen Teiles der Menschheit in den lautverwandten Bezeichnungen dieser beiden Menschheitsteile eine Parallele gefunden habe. Jedenfalls traf man nicht den wirklichen Sinn der angeführten Stelle Gen. 2 23 b, indem man ohne genügende Beachtung von 11 9 meinte, dass die hebräische Sprache vor und nach dem Ereignis die
 15 gleiche gewesen sei, das in 11 9 mit den Worten „Dort verwirrte Jahwe die Sprache der ganzen Erde“ berichtet wird. Dieses Urteil gilt auch gegenüber allen denen, welche an die talmudische Auffassung sich angeschlossen haben.

Dies that z. B. Abulwalid im Riqmah (ed. GOLDBERG), S. 1, indem
 20 er sein Buch mit den Worten „Wisse, dass der Anfang des Redens überhaupt das Hebräische ist“ beginnt. Ferner liess Jehuda Hallewi in Al-Chazari, Buch 2, § 68 den Rabbi sagen: „Nach der Tradition ist die hebräische Sprache die Sprache, in welcher Gott sich Adam und Eva mitteilte, und welche diese selbst gebrauchten“. Maimūni
 25 († 1204) formulierte gar den Satz, dass das Arabische ein ausgeartetes Hebräisch sei.¹ Ebendieselbe Meinung drückte D. QIMCHI im Mikhlol (ed. RATTENBERG), fol. 1 a so aus: „Und Gott erwählte Israel aus allen Nationen und die Sprache von Eber aus allen Sprachen, und durch sie offenbarte er sich seinem Volke auf einem der Berge und redete zu
 30 ihnen zehn Worte“. ABR. DE BALMES sagte in seinem ספנה אברהם (ed. 1523), S. 1, Z. 24: „Wir glauben, dass diese [hebräische Sprache] die Sprache ist, in welcher der Schöpfer mit Adam sich unterhalten hat“.

Auch Buxtorf schrieb (Thes. gram. ling. hebr., praef., S. 3): „Dignitas huius linguae quae potest maior esse, quam quod sit lingua
 35 prima generis humani?“ Dies war ferner die Ansicht der „Gussetiani“ und „Neumanniani“, die SCHULTENS auf pag. CLXV der Praefatio zu seiner Ausgabe von Erpenii Grammatica arabica (1748) erwähnte. In

¹ GOLDZIEHER, Tanchûm Jeruschalmi, S. 18. BACKER, ZDMG 1889, S. 258 verweist zur Ergänzung noch auf BUKRÂT's Äusserung לשון הערב שבוש קרש משבוש [שבוש = vermischen, verwickeln, verwirren, daher: korrumptieren].

dieser Vorrede beleuchtete er auf 165 Seiten den Anspruch der Juden, dass ihre Sprache die ursprüngliche sei, dass die Quadratschrift schon vom Sinai stamme, dass die Punktation von Gott herrühre, dass auch die grammatische כסדר וכלה und alle קבלה von Mose herstamme. Es hat sich aber nicht erfüllt, was er auf pag. CLVIII als Hoffnung aussprach „Cavebunt in posterum doctores christiani, ne vitim hancce Sodomaeam etc. admirentur“. Denn KROMAYER hat, obgleich er das Arabische zum Verständnis des Hebr. gebraucht wissen wollte, doch, wie der Titel seines Buches „Filia matri obstetricans sive de usu linguae arabicae in addiscenda lingua ebraea“ (1707) bezeugt, immer noch die hebräische Sprache als die Mutter und als deren Tochter die arabische Sprache betrachtet. Nach dem Erwachen eines gründlicheren Studium der semitischen Sprachen hat aber nur das Streben, eine vermeintliche Lehre des AT zu vertreten, zur Überschätzung des Hebräischen geführt bei J. F. v. MEYER etc. (DIESTEL, Gesch. des AT in der christl. Kirche, S. 569). Von objektiven Anzeichen der Sprachgeschichte wollten Männer, wie J. D. MICHAELIS, ausgehen. Aber die obige Beleuchtung ihrer Ansicht hat gezeigt, dass diese mit der Gesamtanalogie sprachlicher Entwicklungen, die wirklich im Lichte der Geschichte liegen, nicht zusammenstimmt.

Aber auch dem Aramäischen ist in älterer und neuerer Zeit der Rang zugesprochen worden, die ältestmögliche Ausprägung des altsemitischen Sprachtypus zu sein.

Diese Anschauung wurde schon im Talmud geäußert (A. BERLINER, Beiträge zur hebr. Gram. in Talmud etc., S. 9), indem es in Sanhedrin 38b heisst: אדם וְ „Adam erzählte in aramäischer Sprache“. Man legte ihm nämlich Ps. 139 17 in den Mund und sah das dortige רעיון (Interessen, Absichten, Gedanken) als einen Aramaismus an. Ebendieselbe Anschauung ist — nicht bloss indirekt, sondern — direkt in neuerer Zeit von folgenden Gelehrten geltend gemacht worden.

G. W. FREYTAG bemerkte in seiner „Einleitung in das Studium des Arabischen“ (1861), S. 31 f.: „Von allen diesen — semitischen — Sprachen ist keine, welche sich durch den geringen Grad ihrer grammatischen Ausbildung so sehr auszeichnet, als die Sprache, die wir jetzt die chaldäische nennen. Das Alphabet blieb — in dieser

- Sprache — auf seiner ursprünglichen Stufe der unbestimmten Aussprache einzelner Buchstaben stehen“. Allerdings gab er dies zu, dass die arabische Sprache schon zu Muhammeds Zeit die feinen Lautnuancen besessen habe, die in der altarabischen Sprache gefunden werden. Denn er sagte: „Wenn man sieht, dass in dem Cufischen Alphabet, welches die Araber in Muhammeds Zeit als Schrift annahmen, eine so geringe Zahl von Schriftzeichen war, so könnte man auf den Gedanken geführt werden, es habe die Sprache zu Muhammeds Zeit nicht mehr unterscheidende [sic] Töne gehabt. Diese Annahme wäre aber irrig, denn die Araber fanden zu jener Zeit wohl keine Schrift, welche passender war als die syrische und wollten von den Juden die hebräische nicht annehmen. Die Araber mussten sich im Anfang mit den vorhandenen Buchstaben der syrischen Schrift begnügen, denn da im Anfang die Aussprache der Schrift des Korans durch die Tradition erhalten und fortgepflanzt wurde, ohne wesentlich verändert zu werden, so ist es wohl mehr als wahrscheinlich, dass schon zu Muhammeds Zeit die arabische Sprache ebensoviel Töne hatte, als später die Grammatiker durch Vermehrung des Alphabets in der Sprache festsetzten, denn die Grammatiker haben gewiss nichts Neues hinzugethan“ (S. 41). Dieses sein eigenes Zugeständnis ist dadurch als notwendig erwiesen, dass die Existenz z. B. des doppelten ح, also des h und ḥ, für das Altarabische schon oben S. 38 1 ff. begründet worden ist. Aber in morphologischer Hinsicht meinte er: „Im Hebräischen finden die Modi an, im regelmässigen und unregelmässigen Verbum sich zu bilden, und es ist wohl dem Umstand, dass die weitere Fortbildung der Sprache im Exil unterbrochen wird, zuzuschreiben, dass dieselbe sich nicht weiter ausbildete“ (S. 34). Indes die hebräische Kohortativendung *ā* ist im Verhältnis zur arabischen Endung *an(na)* das Rudiment und nicht der Keim. Übrigens hat FREYTAG seine Annahme, dass „in der arabischen Sprache selbst eine — besondere — Bildungsfähigkeit liegen musste“ selbst wieder zerstört, indem er anerkennen musste, dass „die späteren Araber [nach Muhammed] in Rücksicht auf Person, Genus, Numerus und Modus nichts Neues hinzufügten“ (S. 55). Dies eben weist darauf hin, dass die arabische Sprache sich nicht in der Richtung auf die Ausgestaltung hin bewegte, und da die spätere arabische Sprache im wesentlichen bei dem sprachgeschichtlichen Stadium angelangt ist, welches die hebräische Sprache darstellt, so ist der natürlichste Schluss der, dass das Arabische und das Hebräische im wesentlichen von dem gleichen Niveau ausgingen und nur — wegen des verschiedenen Grades der aufreibenden Lebensthätigkeit — in verschiedenen Zeiträumen zu dem gleichen Stadium gelangten.

Auch M. SCHULTZE meinte in seiner „Grammatik der aramäischen

Muttersprache Jesu“ (1899) im Vorwort und in § 1, dass das Aramäische „das altertümlichste Lautsystem“ besitze.

Eine eingehendere Betrachtung erfordert die Abhandlung, die H. EWALD „Über die geschichtliche Folge der semitischen Sprachen“ schrieb¹.

5

„Das Ergebnis aller hierher gehörenden Untersuchungen“, so bemerkt EWALD (S. 167), „ist, dass das Semitische nach einander durch fünf sehr verschiedene Stufen hindurchging, auf deren jeder es in seiner eigentümlichen Gestalt als eine besondere Sprache weiter Ausdehnung stehen blieb. Diese fünf Sprachbildungen sind 1) das Aramäische, 2) das Altäthiopische, 3) das Althebräische, 4) das Südsemitische, 5) das Arabische“. Seine Beweise sind die folgenden:

„Nur das Aramäische hat die Endung *at(an)*, welche das Selbstwort [= Substantiv] auszeichnet, im sogenannten Status emphaticus bewahrt“ (S. 173 f.). Aber über dessen Endung *ā* s. o. S. 50 10 ff. 15 Ferner „*nektub* ist älter, als *jaktubu*“ (S. 174 f.). Diese Behauptung ist betreffs des *n* und *j* unbewiesen, und sie verstösst betreffs des Auslautes sogar gegen die Analogie anderer Sprachentwickelungen. Sodann giebt er selbst zu, dass „der Gebrauch des Partizips zur Bezeichnung des Präsens im Aramäischen eine Neubildung“ sei. „Aber 20 nur nach der Wortbildung und nicht nach der Wortverwendung sei die Ursprünglichkeit einer semitischen Sprache zu beurteilen“ (S. 175 f.). — „Das Altäthiopische, eine ältere Stufe des bekannten Äthiopischen, schliesst sich an, weil es das Selbstwort durch ein mit jenem *ā* wechselndes *u* unterscheidet“ (S. 178). Ein solches *ū* zeigt 25 sich aber nur bei einem kleinen Teile des äth. Nominalbereiches als Nominativauslaut². „Das Äth. hat als Auszeichnung des Selbstwortes gegenüber dem Beschreibewort ein aus jenem *u* entstandenes *î*, vgl. **ፍፋዒ**: [*nāfāqî* „Heuchler“] mit **ፋዒ**: „[*naddâj* „elend, arm“; S. 178 f.]. Indes wesentlich dieselbe Endung *i-j* fand sich auch im Altarab., und 30 ihre Anhängung ist auch im Äth. nicht auf Substantiva beschränkt (vgl. DILLM. § 117). — Sodann „im Althebräischen ist ein mit jenem aus *an* entstandenen *ā* vielleicht zusammenhängendes *al*, *hal* zum vortretenden Artikel geworden“ (S. 180 f.). Darüber siehe oben S. 68, Anm! „Die Dichter gebrauchen den Artikel im Hebr. noch weit 85 weniger“ (S. 181). Aber ist dies, wie EWALD meinte, bloss daraus er-

¹ Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Band XV (1871), S. 166—219.

² DILLMANN, Äth. Gram. § 142 (2. Aufl. 1899, S. 283).

- klürlich, dass der Artikel erst ein sekundäres Sprachgebilde ist? Jene Erscheinung hatte auch in der Eigenart der poetischen Anschauung eine Quelle (vgl. meine „Stilistik“ etc., S. 281)¹. Ferner „die schliessenden Endungen *ā* etc. verloren sich beim Vortreten des determinierenden
- 5 *al, haʿ*“. Ob der Auslaut *ā* im Althebr. existiert hat, ist unbekannt. Jedenfalls verhallten die vokalischen Auslaute beim althebr. Nomen auch ohne dass der Artikel konkurrierte. „Aber eine Spur jenes wegfallenden *a* hat sich noch erhalten in dem *a* z. B. von *חֶשְׁבֹן* und *מַלְכִים*“ (S. 183). Das *ā* des ersteren Wortes bedarf keiner Erklärung, und
- 10 unter allen Versuchen, das *ā* von *מַלְכִים* abzuleiten, ist der, den EWALD hier gemacht hat, der unglücklichste². — Weiterhin im Südsemitischen tritt die innere Pluralbildung auf (S. 184f.), welche sich auch in örtlich angrenzenden afrikanischen Sprachen findet“ (S. 185)³. „Auch der ungemein häufige und überaus geschickt angewandte Ge-
- 15 brauch des Zielstammes ist es, wodurch das Südsemitische sich von den übrigen Sprachen immermehr zu trennen beginnt“ (S. 196). Aber ob es „beginnt“, ist eben die Frage. „In der unvollendeten Zeit⁴ zog sich die alte Endung *an* oder *in* beim Äth., indem die innere Wortbildung auch bei ihr sich Bahn brach, zum blossen *a* abgestreift, bis
- 20 hinter den zweitletzten Wurzellaute zurück, wodurch die unvollendete Zeit eine ganz andere Gestalt empfängt: *jegāber* für *jegberan*“ (S. 197)⁵. — Endlich „auf der fünften Stufe kommt die Ausbildung des Satzbaues hinzu im Äth. und hauptsächlich im Arabischen“. Aber erstens beachte man die oben S. 69, Anm. zitierten Worte eines solchen

¹ Auch „in der arabischen Poesie ist der bestimmte Artikel etwas seltener als in der Prosa“ (RECKENDORF, Die syntaktischen Verhältnisse des Arabischen, S. 163).

² Die Diskussion aller neuesten Erklärungen des *ā* von *מַלְכִים* findet man in m. Lehrgeb. 2, S. 408 f. — Dass in diesem *ā* von *מַלְכִים* ein Element der innern Pluralbildung liege, wie G. KAMPPFMEYER, ZDMG 1900, S. 658 vermuthungsweise bemerkt, streitet wohl mit dem *im*.

³ Die neueste Litteratur darüber ist in meinem Lehrgeb. 2. S. 430 beleuchtet und s. o. S. 66 10 ff. Ein hauptsächlich in Arabien auftretendes Phänomen des Sprachgebrauchs aus afrikanischem Einfluss herzuweisen, ist sehr gewagt.

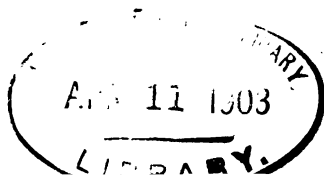
⁴ „Jaqtul“, wie ich in meiner Syntax statt des wenig passenden Terminus „Imperfekt“ vorgeschlagen habe.

⁵ Dies ist eine haltlose Vermutung. Der wahrscheinlichste Ursprung des äth. *jegātel* und ass. *ikāšad* ist in m. Lehrgeb. 2, S. 391 f. besprochen.

Kenners, wie SPRENGER es war¹. Sodann aber kann, wie mehrmals schon oben von mir (S. 68 14ff.) und auch von EWALD selbst (S. 175 f.) bemerkt wurde, der Fortschritt, den einige semitische Litteraturen (s. o. S. 69 9ff.) in Bezug auf Sprachverwendung zeigen, nicht im allgemeinen über den Grad der Ursprünglichkeit der betreffenden Sprachen entscheiden. Dieser Grad hängt weit mehr von der formalen Seite dieser Sprachen ab. Darüber bemerkte aber EWALD weiter folgendes: „Jene Bezeichnung des Nennwortes [er meinte: *an*, *ā*] hat das Arabische für den Begriff des Nennfalles vereinzelt und das Nomen zum Werte des Nominativs erhoben“ (S. 202). „Denn das Semitische hatte zwar von Anfang an eine ganz bestimmte Bezeichnung des Leid- oder Folgefalles (Lateinisch: des Akkusativs) und zwar nach dem Hinterbaue des Wortes als dem ursprünglichsten: nämlich *hāma*, welches die Richtung auf eine Person oder Sache bezeichnen sollte, noch im Äth. für gewisse Fälle als *hā* erhalten, auch im Aram. bekannt (vgl. 𐤀𐤍), Reste von *ā* im Hebr., *an* (Pausalform *ā*) im Arab., *a* im Äth“. Darüber vergleiche man meine Syntax § 287 a! „Allein ganz verkehrt würde man meinen, der Nominativ als solcher sei im Semitischen ursprünglich durch eine Endung bezeichnet worden“ (S. 203). Dies ist eben die Frage. „Aber das Arabische strebt diesem Ziele zu, indem es die alte Endung des Nennwortes in der Aussprache *un* festhielt“ (S. 204). Also *an* wurde in der Aussprache *un* „festgehalten“! Wohin die wirkliche Entwicklung des Arab. „strebte“, siehe oben S. 21 ff. 37 ff. 61 ff. „In der Wortkette [er meinte: Genetivverbindung] wurde das erste Glied ursprünglich durch eine besondere Endung unterschieden, welche sich aus ihrem ersten längeren Laute [?] gewöhnlich zu einem blossen *i* verfeinert hatte. Wenn dafür im Äth. ein *a* erscheint, so ist zu bedenken, dass sowohl dieses als jenes aus einem ursprünglichen *ae* sich verflüchtete“². „Das Arabische warf jenes *i* bis aufs Ende des zweiten Gliedes der Wortkette zurück und

¹ Ähnlich äusserte sich G. FLÜGEL, Die grammatischen Schulen der Araber, S. 9.

² DILLMANN wollte in seiner Äth. Gram. § 144 dieses *a* des äth. Status constructus mit dem amharischen Genetivzeichen *ja* (siehe darüber m. Syntax § 283 c) kombinieren und sprach in seinen „Bemerkungen zur Gram. des Geze“ (1890), S. 5 von dem „alten *a* des St. c., welches im Geze immer erhalten blieb“. Aber nach der Analogie der Sprachgeschichte entstand dieses *a* doch vielleicht so, dass die Endung, welche die gewöhnliche, d. h. akkusativische, Abhängigkeit des Nomens bezeichnete, zum allgemeinen Kennzeichen seiner Abhängigkeit wurde.



schuf dadurch beim ersten Glied eine offene Stelle zur Aufnahme des Zeichens des Nominativs oder jedes anderen Kasus“. Aber das Arabische hat nichts zurückgeworfen, sondern EWALD hat verschiedene Dinge, die Genetivendung des Besitzers und die Anlehnung¹ des Besitztums, zusammengeworfen.

Den geschichtlichen Beweis für seine Anschauung wollte EWALD auf S. 207 ff. so führen, dass er sagte: „Wir kennen das Aramäische aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.², wir besitzen längere und kürzere Schriftstücke von ihm seit dem 7. Jahrh.³ in grosser Zahl und in verschiedener Mundart“. Aber diese Behauptungen sind unsicher, und jedenfalls beweisen sie nicht, dass die Grundzüge der arabischen Sprachgestalt nicht schon vor den Anfängen der aramäischen Litteratur und gleichzeitig mit ihnen existiert haben. — Dass sodann die altäthiopische Stufe der Entwicklung erreicht worden sei, wollte er daraus beweisen (S. 211—213), dass ein altkuschitisches Reich existiert habe. — Weiter „vom Arabischen finden wir heute die erste Spur in einem Buche aus dem Ende des 2. Jahrtausend v. Chr., dem Buche der Ursprünge⁴ (Gen. 10 26: אֲלֻמֻךְ), woraus wir wenigstens soviel ersehen, dass es damals in einigen seiner noch heute fortdauernden Eigentümlichkeiten (Artikel *al* und Zielstamm) längst bestand. Allein dass es damals mit all den ganz besonderen Eigenschaften bestanden habe, folgt daraus bei weitem nicht“ (S. 216). Aber dies bleibt ein natürlicher Schluss, der durch die sonstigen Momente der Sprachgeschichte unterstützt wird (s. o. 52 12 ff.). Das Gegenteil, was EWALD annahm, lässt sich jedenfalls nicht daraus beweisen, dass die uns erhaltene Litteratur der Araber „abgesehen von ein paar Inschriften“⁵ nicht sehr lange vor Muhammed beginnt“. Darüber s. o. S. 111 6ff. Übrigens findet sich keine Tradition davon, dass Muhammed die Flexionsformen des Arabischen geschaffen oder befestigt habe, während die Tradition in anderer Hinsicht die vormuhammedanische Zeit als die der Unwissenheit bezeichnet.

Auch der folgende Satz von EWALD „Wäre nichts als ein fort-

¹ Der psychologische Ursprung der *'Idāfe* ist in meiner Syntax § 272d abgeleitet.

² Er meinte die zwei Worte יֵרֶךְ שְׁהִרְיָא Gen. 31 47.

³ Meinte er die aram. Stücke im Buche Esra (4 8—6 18 7 12—26) und Daniel (2 4b—7 28)? Die stammen nicht aus dem 7. Jahrh. v. Chr. — Die Zengirli-Inschriften stammen aus dem 8. Jahrh., sind „nicht viel jünger als der Mēšastein“ (LIDZBARSKI, S. 186).

⁴ So nannte EWALD eine Pentateuchquelle.

⁵ Seit 1871 hat sich die Zahl der südarabischen Inschriften bedeutend vermehrt.

gehendes Verderben hier möglich gewesen, so wäre ja der Untergang aller menschlichen Sprache zu fürchten“ (S. 218f.) wendet sich gegen ein äusserstes Extrem, anstatt bei dem stehen zu bleiben, was die beobachtete Fortbildung des Lateinischen, Althochdeutschen, Altarabischen etc. in Wirklichkeit lehrt: frühere volle Formationen der Sprache werden bis auf ein notwendiges Maass reduziert, und andere Mittel der Spracherneuerung kommen zur Verwendung, als wie sie im Altarabischen verwendet worden wären, wenn dieses aus einem Parallelgebilde des Aramäischen oder Hebräischen sich entfaltet hätte. In der Fortbildung des Lateinischen sehen wir ja Hilfszeitwörter die frühere organische Verbalflexion ersetzen und Präpositionen für die früheren Kasusendungen eintreten — das gerade Gegenteil wäre in der von EWALD vorausgesetzten Entwicklung des Aramäischen oder Hebräischen zum Altarabischen geschehen.

EWALD fügte hinzu: „Schon in einer einmal gegebenen Sprache wirkt jeder bessere Redner und Dichter diesem Verderben entgegen“. Ja, aber sie schaffen keine solche Fortentwicklung, wie das Altarabische, wenn es mit EWALD für die spätere Phase des Aramäischen oder Hebräischen zu halten wäre, gegenüber diesen Gestalten des Semitischen zeigen würde.

EWALD schloss seine Abhandlung mit folgenden Sätzen (S. 219): „Man versuche doch mit der Vorstellung, das Arabische sei die älteste semitische Sprache einmal Ernst zu machen und sie durch alles zu erweisen. Vom Aramäischen ganz abgesehen, würde man nicht einmal bis zum Äthiopischen, noch weniger bis zum Hebräischen herabsteigen, ja, nicht einmal die zwei im Arabischen selbst über einander liegenden Sprachschichte [sic] verstehen können“.

Der da von EWALD geforderte Versuch ist im Obigen von mir gemacht worden, und ich hoffe, gezeigt zu haben, dass nicht nur das Verhältnis des Altarabischen zum Neuarabischen, sondern auch das Verhältnis des Altarabischen zum Äthiopischen und zu den andern alten Ausprägungen des Semitischen als Erscheinungen erwiesen worden sind, die in der historisch beglaubigten Sprachentwicklung ihre Parallelen haben und wohl zu verstehen sind.

IV. Schluss.

Die Beobachtungen, die im Obigen über das gegenseitige Verhältnis der fünf altsemitischen Hauptsprachen vorgelegt worden sind, begründen das Urteil, dass sie verschieden weit vorgeschrittene Entwicklungsstadien eines
5 semitischen Uridioms darstellen. Aber eine andere Frage ist noch diese, ob alle fünf als von einander unabhängige Parallelentwickelungen anzusehen sind, oder ob einzelne von ihnen wieder einander besonders nahe stehen, weil sie entweder zuerst einen einheitlichen Ast bildeten, oder weil
10 ihre Abzweigungspunkte am gemeinsamen Stamm dicht bei einander lagen, oder weil sie wenigstens durch die gleiche Sonnen- und Windlage, vielleicht auch durch ihren Blütenstaub einander beeinflusst haben.

Führt man, um diese Frage zu beantworten, die jetzt
15 gebrauchten Metaphern auf eigentliche Ausdrücke zurück und zerlegt jene Frage in ihre einzelnen Momente, so ist zuerst zu untersuchen, ob die semitische Ursprache an allen Punkten ihres Verbreitungsgebietes ein völlig einheitliches Gebilde war. Wenn dies nun nach der Analogie neuerer
20 Sprachen zu verneinen ist, und mindestens Keime dialektischer Verschiedenheiten auch in der semitischen Ursprache vorausgesetzt werden müssen, so lassen sich daraus Eigentümlichkeiten ableiten, wodurch einzelne Hauptäste des semitischen Sprachstammes sich zugleich von andern unterschieden und zugleich mit einander zusammenschlossen.
25 Schon daraus also kann sich z. B. die Übereinstimmung erklären, die das Assyrisch-Babylonische und das benachbarte Minäische in dem š (= *sch*) zeigen, womit die Formen des Personalpronomens der dritten Person anlauten: šū etc.
30 s. o. S. 63, Anm. 4.

Also freilich nicht schon bei dieser Erscheinung, aber sonst im übrigen muss man sich stets dessen bewusst bleiben, dass Parallelentwicklungen auftreten können. Eine solche kann darin liegen, dass das Afformativ der 1. sing. Perf., das im Assyrisch-Babylonischen (*kašdāk(u)*) und Äthiopischen (*qatalkû*) mit *k* anlautet,¹ im Hebräischen (*qataltî*), welches mit dem Assyrisch-Babylonischen in *anākû-anôkhû* verwandt ist, ebenso mit *t* beginnt, wie im Arabischen (*qataltu*) und Aramäischen (*qitlet* etc.). Die Korrespondenz von *k* und *t*, oder überhaupt von Palatal und Dental, die sich lautphysiologisch² und sprachhistorisch³ nachweisen lässt, kann sich mehrmals in Ästen des semitischen Sprachstammes geltend gemacht haben. 10

Wiederum aber hiesse es, diese Möglichkeit von Parallelbildungen zu sehr ausbeuten, wenn man aus ihr alle Zusammenstimmungen zweier oder mehrerer Hauptäste des Altsemitischen herleiten wollte. Zu ihrer Erklärung muss auch die Möglichkeit geographischer Nähe oder politischer und sonstwie vermittelter Gemeinschaft der betreffenden Volksstämme in Rechnung gezogen werden. 20

Auf Grund dieser Erwägungen und der oben gegebenen Darlegungen scheint mir das Verhältnis, in welchem die Hauptäste des semitischen Sprachstammes zu diesem stehen, am richtigsten in folgender Weise charakterisiert zu werden. Die Semiten strömten in mindestens zwei Fluten südwärts: 25 eine Abteilung rückte mehr östlich am Tigris (und Euphrat) südwärts: assyrisch-babylonisches Semitisch. Von hier aus

¹ Spuren dieses *k*-Lautes finden sich auch im Harari und im Amharischen (PRÄTORIUS, Die amh. Spr. § 215).

² Vgl. ERNST BRÜCKE's Worte, die ich in „Gedanke, Laut und Accent etc.“ S. 58 angeführt habe. Cf. אֶרְעָא (*arghâ*), אֶרְעָא, 'arḏun!

³ Siehe NÖLDEKE's und HOMMEL's Bemerkungen in ZDMG 1884, S. 413 f. 419, resp. in „Die sem. Völker und Sprachen“ 1883, S. 288.

schoben sich die Phönizier und Hebräer zwischen die Sitze der andern Abteilung, die mehr westlich nach Süden gezogen war oder wenigstens mehr westlich lagerte, d. h. die aramäischen und arabischen Stämme. An der Berührungslinie von Aramäisch und Phönizisch bildete sich das Zengirli (s. o. S. 78 17. 104 27), und an das assyrisch-babylonische Semitisch grenzen weiter südwärts das Minäische, Ḥaḍramautische und Äthiopische an und lassen die Wellen des östlicheren und des westlicheren Hauptstromes sich mischen.

- 10 Diese Gruppierung der semitischen Sprachen ist nach meinen obigen Darlegungen richtiger, als folgende: Sowohl NÖLDEKE (Die sem. Sprachen 1899, S. 18f.) als auch WRIGHT (Comparative Grammar, S. 10) teilen die semitischen Sprachen in nordsemitische und südsemitische und rechnen zu jenen gleichmässig das Hebräisch-Phönizische, das Aramäische und das Assyrische. Ferner D. H. MÜLLER (Die altsemitischen Inschriften von Sendschirli [WZKM] 1893, S. 390) versteht unter „Nordsemitisch“ das „Hebraeo-Aramäische“. Sodann die Reihenfolge „Babylonisch-Assyrisch, Aramäisch, Kanaanäisch“, in der bei MARTI (Gram. des Biblisch-Aram. 1896, S. 4) die Zweige des
- 20 „Nordsemitischen“ gruppiert sind, scheint mir unberechtigt. Schon wegen ihrer Stellung zu den Dentalen und wegen des gemeinsamen Besitzes von *anākū*, resp. *anōkhī* gehören das Assyrisch-Babylonische und das Kanaanitisch-Hebräische näher zusammen. MARTI's Zusammenstellung bezeichnete auch H. ZIMMERN (Vergleichende Gram. der sem. Sprachen 1898, § 1g) als „kaum zulässig“. „Eher scheint ihm (a. a. O.) noch eine Einteilung in Ostsemitisch (Babylonisch-Assyrisch) und Westsemitisch (Aramäisch, Kanaanäisch, Arabisch-Äthiopisch) gerechtfertigt“. Diese Aufstellung HOMMELS ist oben S. 70 14 ff. 96 1 ff. beurteilt worden.
- 25

Diese nach sprachlichen Indizien gezeichneten Grundzüge einer Geschichte des Semitischen werden auch durch andere Momente befestigt. Dazu gehört der Umstand, dass der Name As(s)ur zunächst an einem nordöstlichen Distrikte am oberen Tigris haftete und von da aus südwärts weiter wanderte. Dazu gehört ferner die Thatsache, dass das

30 semitische Element stärker in Assyrien, als in Babylonien war. Mit beiden Umständen stimmt weiter das von ihnen

35

doch genetisch unabhängige Moment, dass in der hebräischen Tradition die Namen 3Elam, Aššur, Arpachschad, Lud und Aram als die fünf Hauptzweige des semitischen Stammes aufgezählt sind (Gen. 10 22), und dass unter ihnen weder Babel noch Arabien sich befindet. Dazu kommt 5 folgendes andere negative Moment. Wären die Semiten vom Südwesten her nach Babylonien eingewandert (C. P. Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte, S. 107), so könnte zwar der Umstand, dass die Semiten im Süden des Euphrat-Tigris-Gebietes das schwächere Element waren, erklärt 10 werden, aber das Fehlen des arabischen Namens für Dattelpalme im Assyrisch-Babylonischen würde nicht recht erklärlich sein (s. o. S. 73 10ff.), und jedenfalls ist nicht die Einwanderung von Semiten nach Ninive in Gen. 10 11 gemeint, wie in CHEYNE-BLACK's Encyclopaedia Biblica, Vol. 1 15 (1899), S. 363 a einfach steht: „The Assyrians went forth from the Babylonians“. Denn in Gen. 10 11 ist von einer vorsemitischen Völkerbewegung die Rede.

Allerdings hat MONTER neuerdings wieder (auf dem Orientalistenkongress zu Rom 1899; vgl. The Expository Times 1900, S. 146 b) die 20 arabischen Traditionen gebilligt, wonach die gemeinsame Geburtsstätte aller semitischen Völker in Arabien lag. Aber während er diesen späten arabischen Traditionen, die aus dem Nationalstolz der Araber sich erklären lassen, Glauben schenkte, hat er die viel frühere Überlieferung der Hebräer (Gen. 11 28 ff. s. o. S. 80, Anm. 1), die sich 25 nicht ebenso ableiten lässt, bei Seite geschoben. Er hat auch die sprachliche Geschichte der Israeliten (s. o. S. 79—95) nicht hinreichend beachtet, indem er behauptete, dass Arabien der Ausgangspunkt jenes Wanderzuges der Israeliten gewesen sei, den hebräische Schriftsteller als die Berufung Abrahams beschrieben hätten. Soweit 30 ferner seine Annahme, dass das Aramäische und das Arabische einstmals dieselbe Sprache gewesen seien, richtig ist (s. o. S. 97 f.), lässt sie sich auch nach der Vorstellung von der Geschichte des Semitischen verstehen, die ich auf S. 123 f. auszusprechen mir erlaubt habe. Mit dieser Vorstellung ist endlich auch die von mir neu begründete That- 35 sache wohl erklärlich, dass das Altarabische die relativ echtste Ausprägung des Altsemitischen ist. Denn das Semitische konnte in der

arabischen Halbinsel, die lange Jahrhunderte vom Branden der Völkerwellen verschont blieb, eine stille Bucht finden, wo es sich in seinen wesentlichsten Eigenheiten ebenso bewahren konnte, wie z. B. das Indogermanische im Litauischen.

- 5 Übrigens von den Berührungen, die zwischen dem Semitischen und dem Ägyptischen sich finden und in meinen früheren Arbeiten an jedem Punkte bemerkt sind, können manche (nur Produkte der Parallelbildung sein. Dahin kann z. B. die Ähnlichkeit von *anākā* und *anōkhî* einerseits und der ägyptisch-koptischen Bezeichnung von „ich“
10 andererseits gehören. Denn für „ich“ ist im Ägyptischen die ältere Form *w’i*, welches mit Verstärkung *w’î* gesprochen wurde. Aber *’inok* tritt erst spät hervor, und aus einem *’inwok* mag das koptische *anok* entstanden sein (so nach ERMAN, ZDMG 1892, S. 96 f.). Indes dürften die vielen Berührungen, die sich zwischen dem Semitischen
15 und dem Ägyptischen zeigen, doch wahrscheinlich zum grossen Teil aus einer vorzeitlichen Nachbarschaft von Semiten und Kuschiten herkommen, und diese Nachbarschaft entbehrt ja auch noch während der geschichtlichen Zeit nicht aller Spuren in den Gegenden vom untern Euphrat an durch Südarabien hindurch. Aber freilich lässt sich das
20 nicht behaupten, was HOMMEL in seinem Artikel „Babylonia“ in HASTINGS’ Bible Dictionary, Vol. 1 (1898) sagt: „The Egyptians must in the remotest antiquity have emigrated from Mesopotamia to Africa“.
-

Stellenregister.

Seite.	Seite.	Seite.
Genesis	Genesis	Numeri
1 1 91 14	36 21 61 4 ff.	4 24 93 15
1 3 112 12	37 17 89 1	5 26 92 25
1 24 46, Anm.	49 17 61 18	11 19 93 3
2 16 2 21		16 1 83 17
2 19 2 18 24 112 20	Exodus	21 30 82 20
2 23 113 32 114 2 ff.	1 22 93 2	25 15 94 24
3 1 3 9 14	3 14 88 2	26 29 87 11
3 3. 7 93 1 72 3 ff.	15 14 93 9	
4 18 87 7	16 15 86 17 24	Deuteronomium
5 3 87 10	20 2 84 31	1 1 94 30
6 18 9 20 91 19 71 2 ff.	20 12 93 10	1 17 93 3
10 11 101 19 125 14 17	25 30 92 1	4 25 87 11
10 21 80 Anm. 123 21 ff.	27 20 92 1	5 6 84 31
10 22 80 Anm., 125 4	28 29 96 24	8 3 94 7
10 25 80 Anm.	39 12 96 24	14 13 94 31
10 26 94 38		28 41 87 11
11 1 113 31	Leviticus	28 49 112 33
11 9 . 80 Anm., 114 15	1 3 92 21	
11 28 79 13 80 8 125 25	2 2 92 25	Josua
15 7 80 8	5 12 92 25	3 16 59 31
17 5 82 30	6 2 92 21	10 24 95 9
17 15 83 4	6 8 92 25	13 9 82 20
19 38 90 18	11 19 94 31	13 16 82 20
22 22 80 Anm.	24 7 92 25 34	15 30 94 37
22 23 87 8	25 45 87 11	19 4 94 37
25 16 94 23		
31 47 120 Anm. 2	Numeri	Richter
32 23 93 18	1 7 93 30	5 10 88 31
35 3 87 8	1 21 47 2	

	Seite.		Seite.		Seite.
1. Könige		Hosea		Qoheleth	
4 12	59 32	12 2	91 25	12 11	61 13
7 18	61 9				
7 40	61 10	Amos		Daniel	
		5 16	6 21	2 10	51 15
2. Könige		9 7	95 23	2 14	84 13
3 4	82 28	Micha		2 20	52 7
		1 6	104 19	2 33	67 Anm. 3
Jesaja		Habaququ		3 13	84 12
13 21	6 24	3 10	3 11		
15 2	82 21	Psalmen		Ezra	
22 6	95 24	19 2	3 11	3 12	47 3
26 16	94 7	114 1	112 34	4 8 97 11 120 Anm. 3	
28 11	112 35	139 17	115 29	4 15	84 13
28 12	95 9	Proverbien		9 1	47 3
33 19	113 1	10 7	92 37	1. Chronika	
43 6	112 17	30 31	94 39 95 5	1 34	87 12
66 3	92 38	31 2	94 28	8 5	61 18
		31 3	94 24	19 7	82 21
Jeremia		Hlob		2. Chronika	
5 15	113 1	29 3	47 3	2 7	94 37
10 11 106 13 123 Anm. 2		Hoheslied		Talmud etc.:	
Hesekiel		1 6	46 12	S. 82 Anm.; 113—115	
3 5 f.	113 1	3 7	46 12	etc.	
13 11	94 34	8 12	46 12		
21 30	38 23				
38 22	94 34				

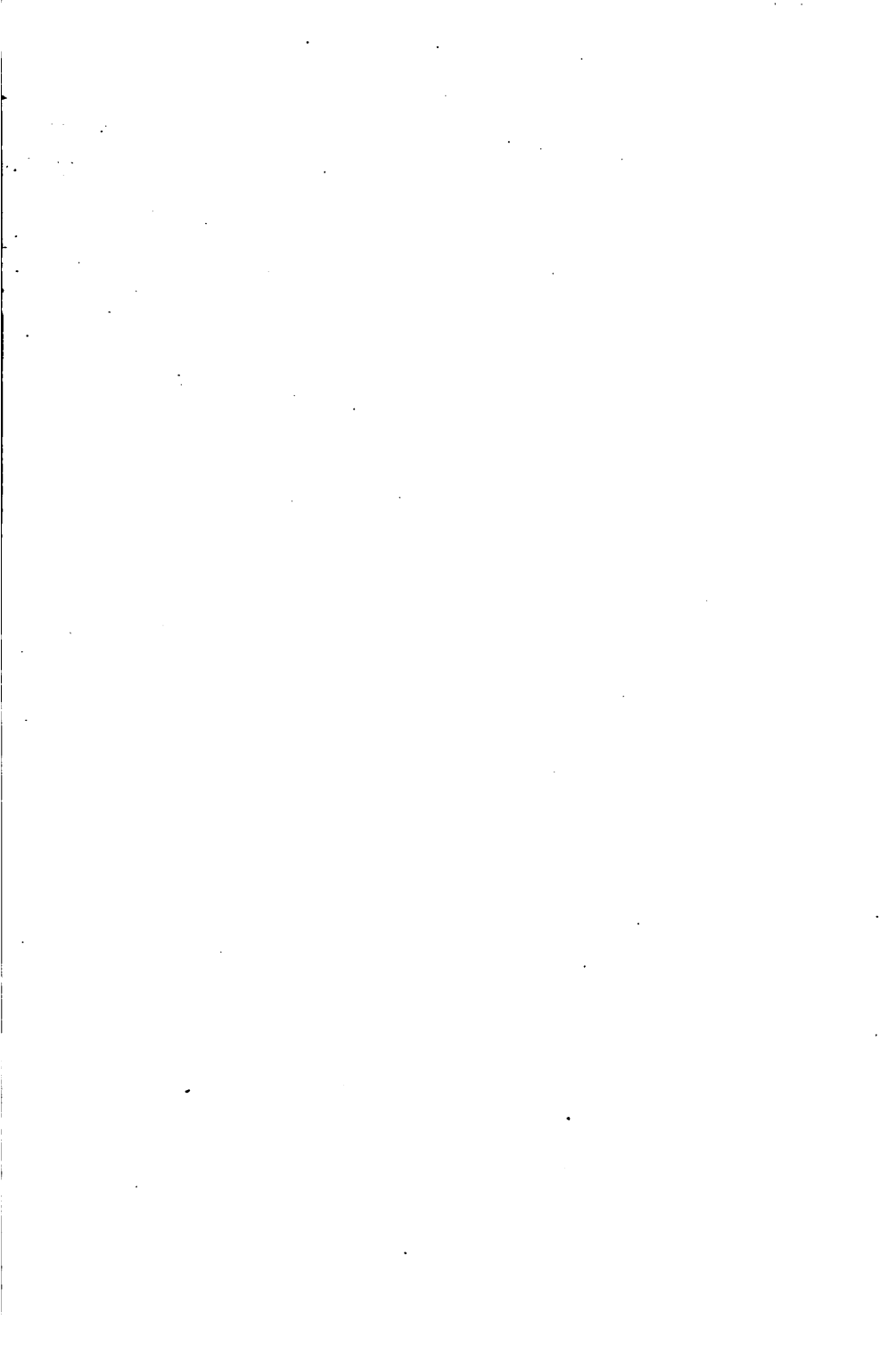
Eine Deutung der Abkürzungen, wie „WZKM“ etc., findet man z. B. am Schlusse meiner „Historisch-komparative Syntax der hebräischen Sprache“ (1897).

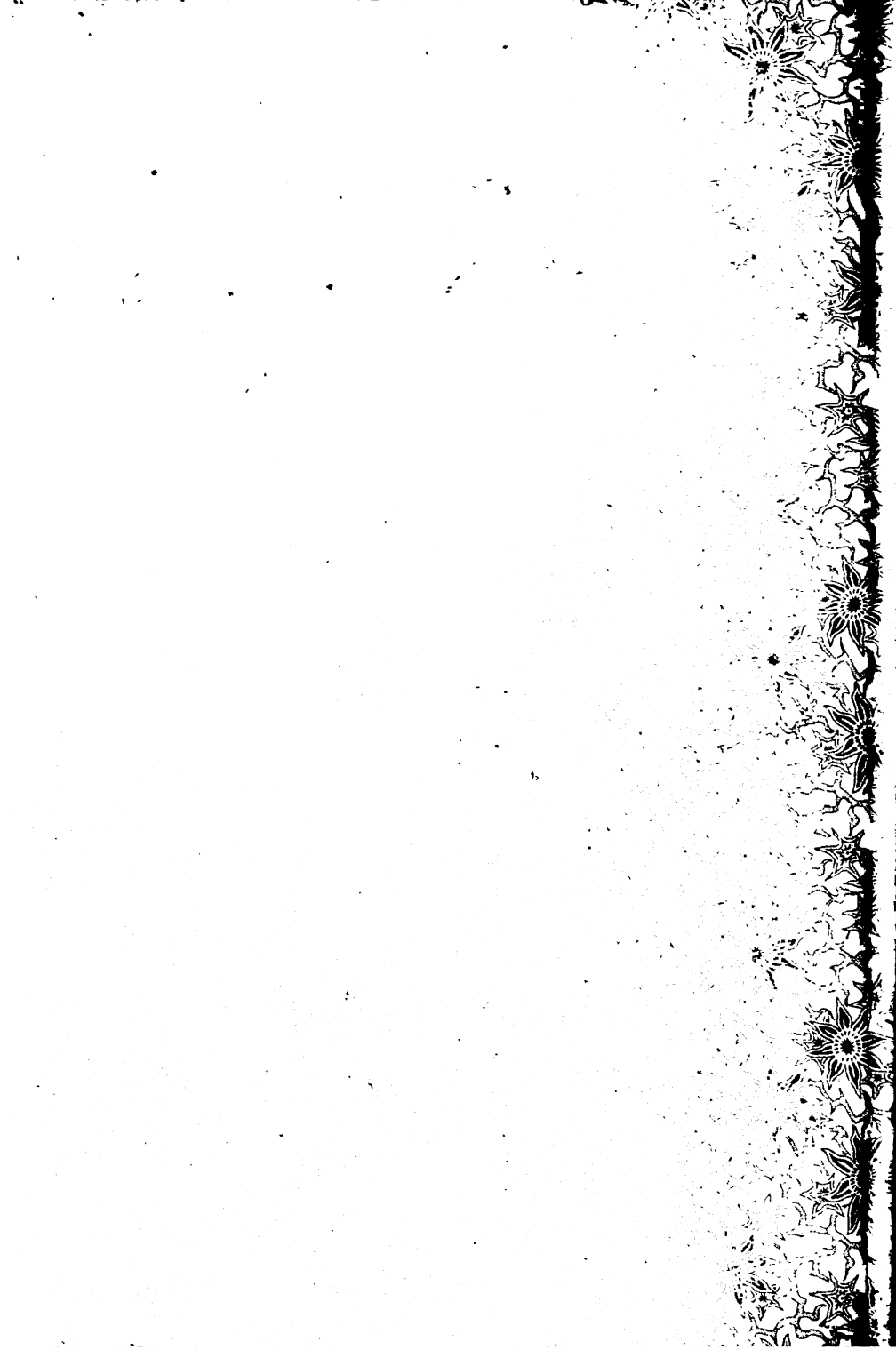
Einen Vorschlag, die Media von *s*, die dem französisch-englischen *z* entspricht, durch ein unterstrichenen *z* anzuzeigen, habe ich durch die Setzung des Zeichens *z* ausgesprochen.

Belege für den auf S. 100 f. besprochenen Übergang von *ث* (*t*) etc. in *ت* (*t*) etc. finden sich auch noch bei G. KAMPFMEYER, Die arabische Verbalpartikel *b(m)* 1900, S. 49, Anm.

*Wir machen auf den dieser Schrift beigegeführten
Bericht über Erscheinungen aus dem Gebiete der
Orientalischen Linguistik
hiermit besonders aufmerksam.*

Die Verlagsbuchhandlung.







3 2044 054 111 968

DATE DUE

~~FEB 10 2000~~

DEMCO INC 38-2931

